ϟϟ

# LEITHEFT

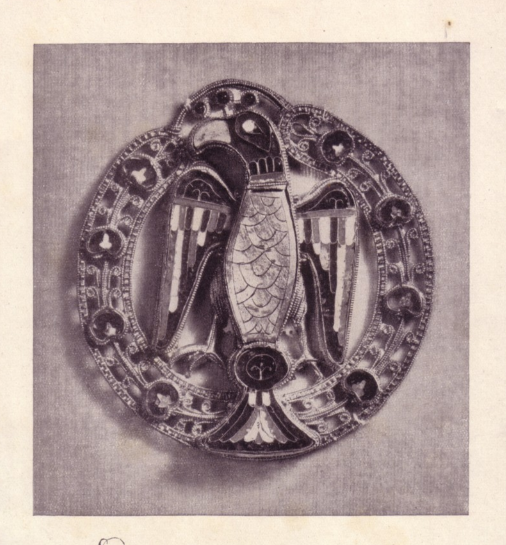
10. JAHRGANG · HEFT 8, 1944

## INHALT



Dienststellen und Einzelbezieher haben nur dann Gewähr für die regelmäßige Belieferung, wenn laufend ihre Anschriftänderungen dem ϟϟ-Druckschriften-Versand Guben, Herrenstraße 14, mitgeteilt werden.

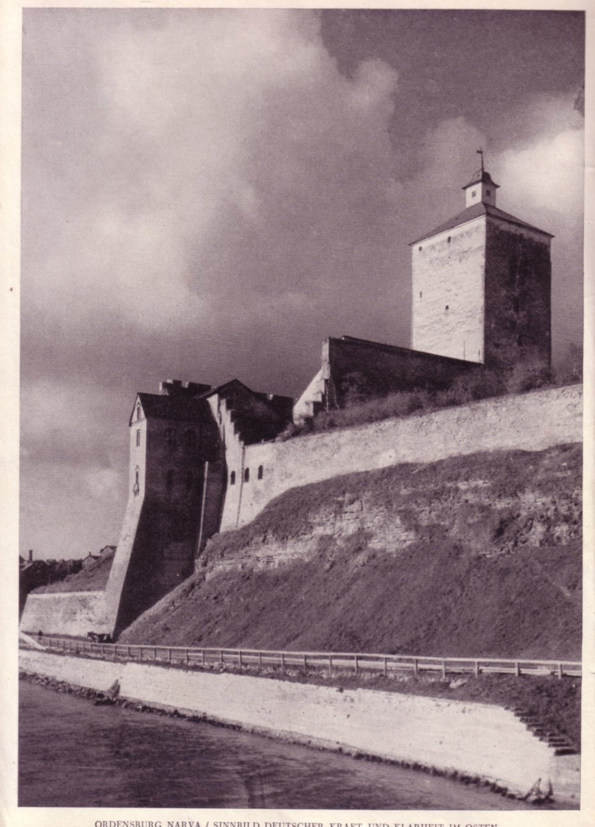

Herausgeber: Der Reichsführer ϟϟ, ϟϟ-Hauptamt. Einzelpreis des Heftes 40 Rpf. Bestellungen, Zahlungen und Auslieferung: ϟϟ-Druckschriften-Versand, Guben, Herrenstraße 14. Postscheckkonto: Berlin 6783, Bankkonto: Berliner Stadtbank, Berlin SW 68, Friedrichstraße 46, Girokasse 9, Girokonto 1157, und Commerzbank, Guben, Kontonummer 5788



Viel lieber gestritten
und ehrlich gestorben,
als Freiheit verloren
und Seele verdorben.

BANNERSPRUCH DER FREIEN REICHSSTADT STRASSBURG

CW



ORDENSBURG NARVA / SINNBILD DEUTSCHER KRAFT UND KLARHEIT IM OSTEN

# GLAUBE UND HÄRTE

*„In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und einem ehernen Herzen versehen."* — Friedrich der Große 1757

Es ist nicht schwer, dem Führer in Stunden des Glücks zu folgen. Was Glaube und Treue vermögen, zeigt sich erst bei Rückschlägen und in Stunden der Belastung. Gerade in diesen Monaten, da das fünfte Jahr des schweren und ruhmreichen Schicksalskampfes unseres Volkes zu Ende geht, soll es gesagt sein, daß Glaube für uns Nationalsozialisten und ϟϟ-Männer nie gleichbedeutend war mit blindem Vertrauen in eine gütige Schickung, die schon so oder so alles zum Guten führen wird, sondern daß wir unser Leben lang, seit wir uns für die Sache des Führers entschieden, nie verlernt haben, dem Gegner scharf ins Auge zu sehen und die Wechselfälle des Schicksals in unsere Rechnung einzubeziehen. Wir haben eine Ahnung davon gehabt, daß dem Führer mehr als einmal das Herz voll Sorge war, vielleicht gerade in dem Augenblick, da unser Volk ihm zujubelte und Anlaß hatte, Feste zu feiern. Dem Führer ist nichts, aber auch gar kein Erfolg in den Schoß gefallen. Er hat sozusagen jeden Erfolg Schritt um Schritt dem Schicksal abtrotzen müssen. Nach Siegen und Erfolgen vergißt man den bitteren Weg und die durchwachten Nächte, die zu ihnen geführt haben.

Nach Niederlagen ist ein Volk geneigt, undankbar und kurzsichtig zu sein und zu vergessen, was geleistet worden ist. Der Weg, der hinter uns liegt, gibt uns Anlaß genug, im Glauben zu verharren und den Mut zu haben, durch keine Rückschläge sich beugen zu lassen und keine Niederlage als endgültig anzuerkennen. Gerade in diesem historisch bedeutsamen Augenblick unseres Volkes tritt die Geschichte des Siebenjährigen Krieges gegenwartsnahe vor unser Auge. Es gibt keinen Abschnitt des deutschen Schicksalsweges, der lehrreicher wäre und so voll wertvollster Erfahrung für unser ganzes Volk. Der Kampf des großen Königs mit seinen Generalen, Offizieren und Bauernsöhnen gegen einen vielfach überlegenen Gegner ist ein einmaliger Beweis für das Geheimnis des Sieges einer Nation aus der Überlegenheit des Willens. Der große König hat sieben Jahre lang an vier Fronten gekämpft. Das Reich hat auf Grund seiner Mittellage in Europa die fortwährende Bedrohung seiner Grenzen durch große Militärmächte als Schicksal sozusagen mit in seine Wiege bekommen. Das kleine Preußen hat dasselbe Schicksal getragen und durchkämpft, das später Bismarck und heute Adolf Hitler als Erbe und Auftrag zu übernehmen hatten.

Frankreich, Österreich, Rußland und Schweden standen gegen den großen König. Damals wie heute hat die germanische Mitte aus ihrer zahlenmäßigen Unterlegenheit heraus zwei Folgerungen ziehen müssen: Die erste war die *straffste Zusammenfassung aller Kräfte*, eine *durch nichts zu brechende Treue* von Offizier und Mann gegenüber dem König, *härtester Kampfgeist* und ein *eiserner Glaube* an die eigene Sache. Auf Grund dieser Tugenden hat Preußen und sein großer König Kolin, Hochkirch und die gefährlichste Niederlage des Siebenjährigen Krieges, Kunersdorf, überstanden. Die Lage wurde nach jedem Kriegsjahr immer wiederhergestellt.

Das Schicksal hat einen langen Atem und gibt dem die Krone des Sieges, dessen Tapferkeit und Geist die größten Proben und Belastungen besteht. Die Offiziere des großen Königs haben mehr als einmal während des Krieges Heimat und Familie dem Feind überlassen müssen und haben dennoch einen *Ring der Gefolgschaft* um den König gebildet, den kein Schicksal durchbrach. *„Man möge unsere Güter plündern, man möge sie verwüsten, verbrennen, man möge uns Grund und Boden, ja das Leben rauben, wir werden alle diese Opfer unserem großen König freudig bringen."* So urteilt ein preußischer Offizier im August des Jahres 1759.

Eine zweite Folgerung hat der große König aus der zahlenmäßigen Unterlegenheit seiner Armeen gezogen: Er hat versucht, die Gegner durch blitzartige Bewegungen zu trennen und nacheinander zu schlagen. Niemals konnte Preußen an allen Fronten zugleich erfolgreich sein. Auch im damaligen Schicksalskampf erwies sich der Kriegsgott als launisch und machte es dem König schwer. Schon nach der Niederlage von Kolin im zweiten Kriegsjahr waren die Würfel so gefallen, daß der Plan, einen der Hauptgegner durch eine vernichtende Schlacht aus dem Felde zu schlagen, mißlungen und ein langjähriger Krieg an vier Fronten vorauszusehen war, die bei längerer Kriegsdauer immer mehr erstarkten. In diesem Kriege hat das deutsche Heer eine Reihe von ruhmreichen Feldzügen in Polen, in Griechenland, in Frankreich und in Norwegen zu verzeichnen. Dann kam das große Zögern, das acht Monate lange Warten unserer Truppen in Frankreich kurz vor der Invasion in England. Der vierte Gegner, der unberechenbarste von allen, Rußland, war dem Eingreifen näher, als man erwarten konnte. Seine ständig sich steigernden erpresserischen Forderungen bewiesen es. Mit dem 21. Juni 1941 war entschieden, daß der Zweifrontenkrieg uns vom Schicksal nicht erlassen wird. Und ähnlich wie nach Kolin im Siebenjährigen Krieg, war nach dem unerbittlichen Winter 1941/42 klar, daß der Gegner im Osten durch blitzartige Operationen nicht aus dem Felde zu schlagen war. Damit hatte der Westen Zeit, aufzuholen. In den Auswirkungen dieser Lage stehen wir. Sie muß gemeistert werden. Sie wird allein gemeistert mit unwandelbarer Treue zum Führer, mit bedingungslosem Gehorsam und Einsatzbereitschaft bis zum Letzten. Seien wir in diesen Stunden eingedenk dessen, was geleistet worden ist. Die unzähligen Toten des nationalsozialistischen Heeres bedecken ruhmreiche Schlachtfelder. Jetzt gilt es, nicht mit der Wimper zu zucken. Wir nehmen Schläge hin, verbissen, aber nicht verzweifelt. Mehr als einmal seit 1918 hat das Schicksal den Führer und unser Volk auf die Probe gestellt. Adolf Hitler hat mit einer kleinen und dann immer mehr wachsenden Zahl von Getreuen Jahr um Jahr der Bedrohung durchschritten. Es waren Stunden äußersten Wagens zu meistern, von der Verkündung der Allgemeinen Wehrpflicht an bis zum Einmarsch in die Ostmark und ins Sudetenland, bis zu jener schicksalhaften Entscheidung des 21. Juni 1941. Der Führer hat diese Stunden gemeistert, da er hinter sich die Gefolgschaft seiner Bewegung, seiner treuen Offiziere und Soldaten wußte. Der Geist unserer Soldaten ist derselbe wie der des preußischen Heeres. Glaube, Pflicht und Treue liegen unvergänglich in dem Herzen des einfachen deutschen Mannes und der deutschen Frau verankert. *Niemals haben wir mehr erkannt als heute, welche Bedeutung gerade die Tugenden haben, die der Reichsführer-ᛋᛋ seinen Männern immer*

*wieder ans Herz gelegt hat, nämlich Treue und Gehorsam.* Der deutsche Soldat ist allezeit brav, tapfer, zuverlässig, voll Vertrauen und zum Äußersten fähig, wenn er gut geführt wird. So ist er auch im ersten Weltkrieg gewesen. Schließen wir den Ring enger um den Führer, wie die altgermanische Gefolgschaft um ihren Gefolgsherrn. Die Kraft des deutschen Volkes ist ungebrochen. Es wird sich des Schicksals würdig zeigen, das ihm noch einmal seinen Führer in schwerer Stunde geschenkt hat.

## Glaube und Treue sind stärker als der Tod
## Sie sind die unerschütterlichen Grundlagen des Sieges



Niedriger Seele Art,
sich im Behagen des Glückes zu sonnen!
Wohlfeile Lust! sie ward
einzig durch Zufalls Gnade gewonnen.
Niemals im Glücke tut
hoher Sinn sich hervor;
ist uns das Leben gut,
ragen wir nicht aus dem Schwarm empor.
Doch wider Unheil und Schrecken
stolzer sich heben, sich recken,
wahrlich, das heiß ich: mit Ehren
Mannheit bewähren!

FRIEDRICH DER GROSSE

# Dichter und Kämpfer für das Reich

*Von Kurt Eggers*

Der Tag der Krönung kam! Fahnen flatterten und Böller dröhnten. Ehrengarden zogen auf, und Fenster und Straßen wurden bekränzt. Ganz Augsburg wußte sich geehrt. Ein Dichter wurde gekrönt!
Das war der zwölfte Juli des Jahres 1517. Ein Sonnentag für Augsburg.
Für Ulrich von Hutten aber war es der Anfang des ewigen Reiches, die Machtergreifung durch den Geist.
Ulrich war es, als stiege der Himmel auf die Erde hinab, als verkläre der Schein der Gottheit die Dumpfheit der Menschenwelt, als sprenge das Licht die dunkle Enge der Erde.
Da schritt er nun hin zum Kaiser.
Die Edelsten der Bürgerschaft standen Spalier. Die Humanisten waren gekommen, soweit sie um diesen Tag wußten, und huldigten seinem Wege. Da warfen die Töchter der ersten Familien Blumen und grünende Zweige, junge Rosen und frisches Moos auf die Straße. Und die Reichen hatten kostbare Teppiche ausgebreitet, daß der junge Ritter einherschreiten sollte wie die Majestät des Kaisers.
Der Kaiser wartete inmitten des Prunkes seiner Umgebung auf den Hutten. Angetan war er mit den Insignien seiner Herrlichkeit und seiner Würde. Die Besten der freien Deutschen standen entblößten Hauptes an seiner Seite und warteten auf den Großen des Geistes. Als Ulrich sich dem Throne näherte und das Knie beugte in Ehrfurcht, da trat ihm der Kaiser einen Schritt entgegen und verneigte sich vor ihm und hieß ihn aufstehen. So grüßt ein Fürst den andern.
So erkannte der Kaiser des Reiches den Ulrich als ebenbürtig an und ehrte ihn als Fürsten des Geistes.
Und Ulrich stand auf und trat vor des Kaisers Angesicht. Aufrecht und stolz, mit der Rechten am Knauf des Schwertes.
Eine kurze Zeit standen sich beide schweigend gegenüber. Und das Schweigen ergriff den Hofstaat und das Gefolge, die Ritter, die Humanisten, die Bürger.
Dann trat auf einen Wink des Kaisers die errötende Konstanze vor und legte das Kissen, auf dem sich der Lorbeerkranz befand, vor den Thron des Kaisers. Der Herold nahm es und überreichte es mit tiefem Verneigen dem Herrn.
Da kniete Ulrich nieder und senkte sein Haupt, während ein unnennbares Glücksgefühl seinen Körper durchrann. Der Kaiser krönte Ulrich mit dem Kranze, legte sein Zepter darauf und segnete den Dichter. Dann zog er ihn zu sich empor, führte ihn auf einen kostbaren Stuhl neben dem seinen und hieß ihn, Platz zu nehmen.
Lächelnd wies der Kaiser auf einen kleinen Tisch in der Nähe, auf dem Ulrich seine Schriften erkannte.
Es sei nur ein kleiner Dank, sagte der Kaiser, den er ihm abstatten könne für den Mut und die Treue, die sein Dichter ihm bewiesen. Ulrich drückte seine Lippen auf die Hand des Kaisers und sagte, es sei sein sehnlichster

Wunsch, für die Majestät des Kaisers und die Herrlichkeit der deutschen Nation sein Leben zu lassen.
Wieder winkte der Kaiser, und der Herold trug auf einem goldenen Tablett ein zierliches Kästchen herbei. Das öffnete der Kaiser und entnahm ihm einen kostbaren Ring, den er auf des Dichters rechten Ringfinger streifte. Diese Hand, begann der Kaiser, habe für ihn gestritten in Italien und Deutschland, diese Hand solle das Zeichen des Dankes tragen.
Nun schmetterte ein Hornstoß durch den Saal, und der Herold entrollte eine Urkunde, die in kunstvoller Schrift die Ernennung Ulrichs zum Dichter und Redner enthielt. Welche Anerkennung für den Kampf und das Leid der letzten Jahre! Er, der Ulrich, sei einer der Ersten in Deutschland, und die Welt schaue voller Stolz auf ihn. Zum Zeichen der Achtung verleihe ihm der Kaiser vor aller Welt das Recht, nur unmittelbar dem Kaiser verantwortlich zu sein als weltlichem Richter.
Des weiteren verlieh ihm der Kaiser das Recht, an den Hochschulen die Dichtkunst und die Kunst der Rede zu lehren.
Und im übrigen hätte man dem Dichter und Ritter Hutten alle Ehren zu erweisen und alle Freiheiten zu gestatten, die seinem Stande zukämen.
Da dachte Ulrich an all die Schande und Schmähung und Verfolgung, die ihm in den Jahren seiner Wanderung zuteil geworden waren, und pries den Geist, der die Freiheit errungen hatte. Und dann gedachte Ulrich aller Humanisten und Kämpfer für die Freiheit, in deren Namen und an deren Statt er sich hier stehen wußte. Das sollte Deutschland das Zeichen sein, daß die neue Zeit angebrochen und daß die alte in Trümmer zerfallen sei. Bekannte sich nicht die deutsche Nation im Kaiser zur neuen Wissenschaft, zum großzügigen Denken?
Ulrich flehte zum Geist, daß er die Großen in Deutschland erfüllen möge: Und braucht nicht der Dichter so nötig für sein Werk, für die Betätigung des Geistes in ihm, die Anerkennung, das Verständnis, das Lob, die Bewunderung der Großen, der Regierenden? Denn wem dient der Dichter anders als der Nation, deren Erste in der Macht die Herrschenden sind? Und wehe über die Herrschenden, die den Dichter nicht verstehen, die zeigen, daß sie nicht vom Geiste sind und daß sie dem Blut des Volkes fremd sind.
Hier in Augsburg stand Deutschland auf und bekannte sich zum Geist. Hier fanden sich Kaiser und Dichter zu einem Bekenntnis.

Die beste Staatsverfassung und Staatsform ist diejenige, die mit natürlichster Sicherheit die besten Köpfe der Volksgemeinschaft zu führender Bedeutung und zu leitendem Einfluß bringt.

ADOLF HITLER / MEIN KAMPF

# So kämpft Flandern

*Von Raf van Hulse*

Am Tage, wo ich nach monatelangen Fronterlebnissen mit der rühmlichen ᛋᛋ-Division „Leibstandarte Adolf Hitler" zuerst, nachher mit der gleich heldenhaften Totenkopf-Division zur flämischen ᛋᛋ-Sturmbrigade „Langemarck" versetzt wurde, wuchsen in meinem Innern zwei entgegengesetzte Empfindungen heran. An der ersten Stelle überwältigte mich eine Empfindung des übergroßen Glückes und des Stolzes. Endlich wurde es für mich möglich, die Heldentaten eigener flämischer Kameraden, von denen Hunderte mir persönlich bekannt waren, mitzuerleben und zu gleicher Zeit das leuchtende Beispiel ihrer Größe zu verkünden. Denn ich trug in meinem Innern den unerschütterlichen Glauben an die nie zu brechende Kampfkraft jener kleinen Ritterschar, welche vor aller Welt aufs neue den Beweis für die uralte flämische Tapferkeit erbringen würde. Andererseits hatte ich aber so viel beinahe übermenschliche Schönheit in der Kraftäußerung der Söhne Deutschlands erblicken dürfen, daß in der geheimen Kammer meines Herzens unwillkürlich die stille Angst heranwuchs, unsere Jungen würden, nach jahrhundertelanger Unterdrückung und Irreführung und infolge des Fehlens einer gesunden Pflege der ihnen angeborenen Soldatenseele, vielleicht doch nicht länger den Helden von 1302 oder den legendarischen Gestalten aus Rodenbachs oder Consciences Botschaft gleichkommen.

Die Tatsachen aber, die ich an der Ostfront erleben durfte, haben diese Empfindung des Zweifels unter diejenige des Stolzes begraben. Niemand von euch kann folglich erfassen, wie glücklich ich bin, hier von den rühmlichen Taten unserer Jungen erzählen zu dürfen, von jenen Taten, die aufs neue, wie zu all den anderen Zeiten unserer großen und tragischen Geschichte, leuchtend der Welt erglänzen werden. Trotz der fremdartigen Launen der Geschichte haben die Flamen nichts von ihrem uralten Kampfgeist, nichts von ihrem Drang zur Größe eingebüßt.

In der flämischen ᛋᛋ-Sturmbrigade „Langemarck" sind wieder Helden auferstanden, die, gleich Sneyssens, alle Feinde um sich vernichtet haben, bevor sie selbst, einsam, schön und groß, zerfetzt zusammenstürzten.

„Man braucht nicht zu siegen, um Held zu sein", hat Verschaeve gesagt, „man braucht aber zu kämpfen in einem Kampf um das Höchste, welcher Größe gibt."

Wir aber, die wir den Kampf im Osten mitgemacht haben, wissen, daß dort der Kampf um das Höchste gekämpft wird, wissen, daß dort der Nihilismus droht und daß er dort vernichtet werden muß. Und wir wissen auch, daß unser dortiger Kampf zum Siege gedeihen wird trotz des verbrecherischen Defaitismus soviel Tausender, welche dereinst mit der Feder und der Zunge gegen dieses Ungeheuer eingetreten sind, jetzt aber plötzlich blind, taub und stumm wurden. Niemand unter uns wird je vergessen, was sich dort im Laufe jener ersten Januartage abgespielt hat, inmitten des beißenden Windes, der den gefrorenen Schnee wie Millionen von scharfen Nadelstichen uns ins Antlitz schleuderte. Am Abend unseres Eintreffens schon, ohne jedweden Übergang, wurden wir eingesetzt. Es kamen dann

die Tage und Nächte der äußersten Anstrengung. Endlich kam aber auch der Befehl zum Angriff und ließ die Herzen vor Jubel aufschreien. Plötzlich waren die brennenden Nadelstiche und die ermüdeten Beine vergessen und vorwärts ging's, leidenschaftlich, gewaltig, einem übermächtigen Feind entgegen. Die ersten Banden der überraschten Bolschewisten wurden völlig vernichtet. Zwei von unseren Abteilungen aber waren allzu ungestüm in ihrer Begeisterung vorgedrungen. Alsbald, an den beiden Flanken ohne Deckung vorgehend, hatten sie ihr Befreiungswerk mit der eigenen Freiheit oder mit dem eigenen Leben zu bezahlen. In jener Nacht verloren wir einen von den besten unserer flämischen Führer, einen jungen Menschen, auf den die höchsten Erwartungen für unsere Zukunft gebaut waren. Zusammen mit ihm traten sein Unterführer und seine Mannschaft dasselbe Heldenschicksal an. Durch ihre Tat und ihr Verhalten aber gewannen wir die unbedingte Gewißheit, daß drei Jahrhunderte der Irreführung und der Unterdrückung nicht dazu imstande gewesen waren, den flämischen Heldenmut wegzufressen. Wir gewannen den unerschütterlichen Glauben an die Unzerstörbarkeit unserer Lebenskraft, an die totale Einsatzfähigkeit der flämischen Ritterseele.

Wer da den Kampf der Söhne Flanderns mit Herz und Seele miterlebt hat, denkt immer zurück an jenen fürchterlichen Winter in der Nähe von Leningrad, an jene gefährlichen, aber rühmlichen Tage am Wolchow. Auch weiß er mitzureden über den hervorragenden Anteil der Flamen im Kampf des früheren Regiments Langemarck bei der SS-Division „Das Reich"; vielleicht auch erwähnt er die zahlreichen flämischen Jungen, die irgendwo als Einzelne bei anderen deutschen SS-Einheiten die flämische Ehre aufrechterhalten. Wie zur Zeit unserer Größe auf dem Gebiete des Handels und der Kunst den Namen „flammengo", so hissen sie jetzt den Namen „Flame" wie eine Fahne in den Himmel und ernten Ehre und Ansehen bei ihren deutschen, dänischen, norwegischen und anderen Kameraden.

Vielleicht aber wissen nicht alle Flamen — weil die Ereignisse noch allzu naheliegend sind —, daß die flämischen Soldaten in all jenen Gefechtseinheiten ihren Heldenteil dazu beitrugen, ihren Führern Ritterkreuz oder Eichenlaub zu verdienen. Ich denke hier unwillkürlich an die Einkesselung und an den rühmlichen Durchbruch der bei Tscherkassy Eingeschlossenen, wo auch die SS-Sturmbrigade „Wallonien" zur Heldenschar gehörte, ich denke an Tscherkassy, auch für Flandern einen der Glanzpunkte im Kampf an der Ostfront. ...

Nur Entartete und völlig Entwurzelte können der Tat jenes jungen Flamen empfindungslos gegenüberstehen, der mit dem Feuer seines MG. zwei Sowjetpanzer auf sich lockte, um eine kleine Gruppe gefährdeter Kameraden vom gewissen Tode zu erretten. Selbst wurde er dabei unter den Rädern eines Panzers zermalmt. Und welches wird einmal das Urteil der erkenntlichen Nachwelt sein über die einzelnen Helden, welche sich aus der Umfassung eines kleinen Raumes, auf den mitleidslos und von allen Seiten der mordende Stahl niederhagelte, durchgeschlagen hatten, aber zerfetzt und blutend, verhungert und halbtot zum zweiten Male umzingelt wurden und sich aufs neue hindurchkämpften? Tagelang haben sie sich fortgeschleppt durch den mörderischen ukrainischen Schlamm, bis zu den Hüften durch das eiskalte Wasser der Moraste watend oder über unmög-

liche Waldpfade taumelnd, oft gegen viel stärkere sowjetische Stoßtrupps kämpfend, sich tagsüber manchmal vor angreifenden Panzern versteckend — niemals aber den zahlreichen Aufforderungen zur Übergabe Folge leistend! Endlich hat sich der kleine Überrest einem eigenen Stoßtrupp angeschlossen, der gerade auf dem Anmarsch war, um eine größere Kampfgruppe aus der feindlichen Umklammerung zu erretten. Keineswegs haben sie daran gedacht, die Kameraden im Stich zu lassen. Sie gaben ihre Kraft bis zum Letzten zur Errettung der eingeschlossenen Kameraden!
Leningrad, Wolchow, Tscherkassy, Drigelow, Schutnow, Jampol und zahllose andere Örtlichkeiten vom Ladogasee bis zum Kaukasus haben flämisches Blut getrunken. Flamen haben dort die flämische Ehre aufrechterhalten und neben ihren deutschen Kameraden für die Behauptung der höchsten Werte ihren Mann gestanden. Damit ist aber Flanderns Rolle nicht zu Ende gespielt. Diese Vorläufer haben den Weg gezeigt, den Weg der flämischen Verantwortlichkeit gegenüber Germanien und Europa. Es ist verbrecherisch, diese Verantwortlichkeit unter irgendeinem Einwand zu entkräften zu versuchen. Der Einsatz ist und bleibt das höchste Gebot, jetzt mehr denn je, da wir das Werk unserer Gefallenen fortsetzen müssen. Wir wissen es, auch ohne Hilfe gewinnt Deutschland den Krieg; wir aber tragen auch die Aufgaben unseres Blutes und unserer Rasse, die Verantwortlichkeit den heiligen Werten gegenüber, die unsere Ahnen uns erschufen. Es bleibt unsere Pflicht, die Zukunft unserer Kinder zu sichern.
Das Opfer unserer Gefallenen und Verletzten stellt für uns eine harte Verpflichtung dar. Es schreit um Erfüllung. Es ist an der Zeit, daß die Herzen all unserer flämischen Jungen auflodern, vom edlen Willen beseelt, ihre Arbeit fortzusetzen und zu vollenden. Nicht mit Einzelnen, sondern mit Hunderten müssen sie sich melden für diesen Kampf, den nicht allein unsere germanische Ehre und unseren flämischen Stolz, sondern auch die allerhöchste Not uns auferlegen. Es gilt nicht allein unsere Wohlfahrt und unsere heiligen Kulturwerte, sondern auch unser nacktes Dasein als Einzelne, als Volk und als Rasse.
Ihr flämischen wehrhaften Männer, auf! In euren Liedern singt ihr von eurer Liebe zu Flandern: Flandern erretten heißt aber nicht, Aufzüge abhalten, Versammlungen beiwohnen und sich politisch betätigen. Flandern erretten heißt: Flandern aufs neue ins große Leben einschalten, indem wir unsere germanischen Aufgaben und unsere europäische Verantwortung wieder aufnehmen und erfüllen. Die erste dieser Aufgaben heißt, die Welt zu erretten vom bolschewistischen Ungeheuer, welches aus den sibirischen Steppen auf Europa losgeht und seine drohenden Tatzen schon nach ihm ausstreckt.
Die flämische ϟϟ-Sturmbrigade „Langemarck" hat Flandern mit europäischem Ruhm gekrönt; ihre Soldaten haben den Beweis erbracht, daß Flandern auferstanden ist, daß es fähig ist, seine germanischen Aufgaben wieder aufzunehmen und zu tragen. Auf, ihr wehrhaften Männer! Zeigt euch eurer heldenmütigen flämischen Brüder würdig! Laßt auch euer Herz in der Glut der großen germanischen Auferstehung, welche wir den Nationalsozialismus nennen, neu schmieden. Nehmt die Waffe, um unter der Leitung des Führers eure eigene Zukunft, die Zukunft Flanderns, des Reiches und Europas zu erretten und für die Jahrhunderte zu sichern.

# Am Wege unserer Divisionen

Hier bringen wir von Zeit zu Zeit Bilder von Erlebnissen, die für die Gesamtheit einer ᛋᛋ-Division oder sonstwie zusammengehörenden ᛋᛋ-Mannschaft Sinnbild ihres gemeinsamen Kampfes wurden, der Treue und Kameradschaft, der Verschworenheit in Freud und Leid. Erlebnisse, die uns auch künftig erheben und stark machen.

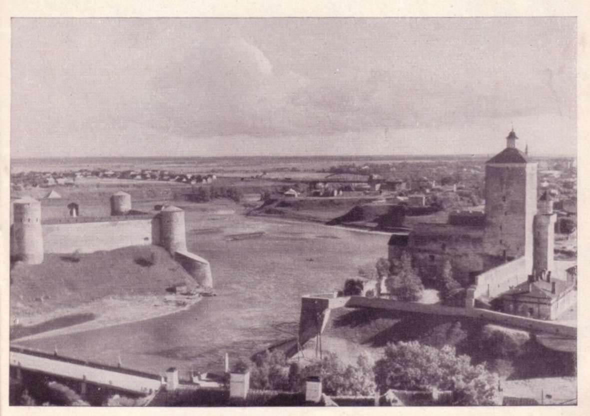
*

## ESTLAND KÄMPFT FÜR EUROPA

*Von einem Esten*

Das kleine Estland kämpft im jetzigen Kriege nicht zum erstenmal gegen den Bolschewismus. Im Jahre 1918 drangen die bolschewistischen Banden auf den estnischen Boden, um die junge Republik zu vernichten. Getragen von großer Freiheitsliebe, waren die Esten imstande, ihre Heimat von der bolschewistischen Pest zu befreien.

Es folgten ein paar Jahrzehnte ruhiger Aufbauarbeit. Durch ständige Arbeit und ständiges Schaffen konnte Estland sich in die Familie anderer europäischer Kulturvölker einreihen. Das Sowjetrußland aber hatte sein Ziel, die Ostsee zu erreichen, nicht vergessen. Im Jahre 1939 zwang die Sowjetunion Estland einen Vertrag auf. Auf Grund dieses



AN DER GRENZE ZWEIER WELTEN / DIE HERMANNFESTE UND IWANGOROD

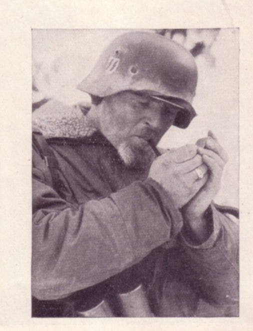


AUFMARSCH DEUTSCHER PANZEREINHEITEN IN DORPAT

ESTNISCHER SCHARFSCHÜTZE

betrügerischen Vertrages verbreitete sie ihre Macht im ganzen Lande. Es begann die Bolschewisierung und Vernichtung Estlands . . .

Die Esten hatten alle Möglichkeiten zur Verteidigung verloren und Hoffnungslosigkeit lastete auf der Bevölkerung. Als der Krieg zwischen Deutschland und der Sowjetunion ausbrach und Estland durch die deutschen Truppen befreit wurde, erwachte in den Esten wieder neuer Lebenswille. Tausende von Männern, die schon vor dem Eintreffen der Deutschen in den Wäldern Widerstand geleistet, den Nachschubverkehr der Bolschewisten gestört und aus dem Versteck kleine Einheiten überfallen hatten, schlossen sich den deutschen Truppen an, um dem gehaßten Feinde den letzten Schlag zu geben. Als der Führer im



ER KÄMPFT SCHON IM ZWEITEN WELTKRIEG GEGEN DEN OSTEN



GEFECHTSPAUSE

Herbst 1942 den Esten die Erlaubnis gab, ihre eigene Legion zu gründen und unter ihrer eigenen Fahne zu kämpfen, kamen sofort tausende einsatzfreudige Männer zusammen, um dem Rufe des Führers zu folgen. Die estnische Freiwilligen-Legion wuchs zahlenmäßig zur größten Freiwilligen-Legion in Europa. Als die deutschen Truppen aus strategischen Gründen sich zurückzogen und die Front sich der estnischen Grenze näherte, mobilisierte man in Estland alle Männer, um beim entscheidenden Augenblick das Land zu verteidigen. Auf den historischen Schlachtfeldern von Narwa entwickeln sich heftige Kämpfe. Seite an Seite mit den Deutschen verteidigen die Esten ihr Land.

SIE ZEICHNETEN SICH AUS

# Von der gleichen Art

Die Bahn hinter Trondheim war zerschossen, die Kompanie mußte wieder marschieren.
„Marschieren in Norwegen", dachten die Jäger und warfen fluchend den Rucksack hintenüber, „das ist wie Wasser aus dem Meere schöpfen, es schaut kein Ende dabei heraus!"
Aber das Land war schön, schöner als irgendeine Gegend, die sie bisher gesehen hatten, und sie waren in diesem Kriege doch schon ziemlich in Europa herumgekommen. Die Straße stieg über die Hügel auf, nicht plötzlich, vielmehr auf eine so leichte, anmutige Weise, daß man es kaum im Marschieren merken konnte. Kleine, dunkle Seen lagen zwischen den Bergen, und die Felder und Wiesen waren so grün, wie nur etwas im Frühling grün sein kann. Gelbe Schlüsselblumen standen überall im Grase wie daheim in der Osterzeit, wenn es hier auch schon weit über Pfingsten hinaus war.
Die Kompanie marschierte frisch in den Morgen hinein und, nach einer kurzen Rast nach Mittag, noch weit in den Abend hinaus. Endlich sah die voranmarschierende Spitze das Dorf, Ogendal hieß es, das für diesen Tag als Marschziel galt, vor sich liegen, hinausgeschmiegt in den weiten Boden des Tales. Doch in diesem Augenblick gab es eine bittere Enttäuschung in der Kompanie, denn das ganze Dorf, so schön es auch im Tale lag, war so gründlich zusammengeschossen, daß nur mehr Ruinen davon zu sehen waren. Nicht ein Haus stand mehr, nur hin und wieder eine Wand, einzelne Kamine und Mauern. Es rauchte und schwelte noch überall in den Trümmern.
Als die Kompanie dann auf einer Wiese außerhalb des Dorfes haltmachte, erzählte einer der Infanteristen, die hier in der Gegend zelteten, daß es gestern hier ein schweres Gefecht gegeben habe. Die Norweger hätten sich tapfer gewehrt, dabei sei das Dorf in Flammen aufgegangen.
Die Jäger aber waren müde von dem weiten Marsch, und der Hauptmann machte es kurz. Er wies mit der Hand hinaus auf die Höhen, wo breit und stattlich die Bauernhöfe standen. „Jeder Zug einen Hof!"
Der junge blonde Leutnant, der den ersten Zug führte, blickte rasch in die Gegend. „Hab schon den meinen", sagte er und wendete sich zu seinen Jägern zurück: „Erster Zug auf den Hof halbrechts bei den drei Bäumen!"
Die Jäger drehten die Köpfe herum. Ausgerechnet jenen Hof, der am höchsten lag! Aber sie sahen wohl, daß dieser Hof schöner und größer war als die anderen. Wie eine Burg stand er oben auf dem Hügel. Das dunkle rote Gebälk stand so schön zu den weißgerahmten Fenstern, und ringsum lag ein ganzes Königreich von Wiesen, Acker und Wald. Da oben war bestimmt gut bleiben.
Der Leutnant nahm seinen Zug zusammen. Die Jäger schupsten noch einmal den Rucksack höher, und dann stiegen sie den Feldweg hinan. Durch den Birkenwald ging es hinauf. Als sich das frische Grün der Bäume öffnete, lag der Hof schon vor ihnen. Je näher sie kamen, desto schöner schien er ihnen. Die Wiesen lagen ringsum weit verteilt um das Gebäude. Die Äcker waren frisch gebrochen. Alles schien so sauber und ordentlich. Wahrhaftig,

der Bauer, der hier lebte, war ein König in seinem Reich. „Wir sind Jäger der zweiten Kompanie", pfiff der Leutnant fröhlich, es war ihm das liebste Marschlied, „wir kämpfen und siegen, doch weichen wir nie!" Dann ließ er den Zug halten und schritt langsam auf den Hof zu.
Es war ein breites, stattliches Haus. An der wuchtigen Eingangstür sprang ein schmales Dach vor, das von zwei hölzernen Säulen getragen war. Die Säulen hatten ein zierliches Schnitzwerk, fast zu zierlich für das schwere Tor.
Eben als der Leutnant die Hand an die Klinke legen wollte, ging die Tür auf, und ein alter Mann trat durch das Vordach. Er war groß von Gestalt, so groß, daß er ein gutes Stück den Leutnant überragte, der doch gewiß selbst ein richtiges Maß hatte.
Der Alte sah die Soldaten, faßte mit beiden Fäusten nach dem Türrahmen, stellte die Beine breit und schüttelte heftig den Kopf.
„Guten Tag!" sagte der Leutnant.
Der Alte schluckte ein paarmal und sagte kurz: „Nein."
Es war wohl das einzige Wort, daß er deutsch sagen konnte, „nein, nein!". Und sein schmales, kantiges Gesicht sah dabei abweisend aus, und in den grauen Augen stand der helle Zorn.
Der Leutnant lächelte wieder und sagte ruhig :„Sie müssen meinen Zug hier unterbringen über die Nacht, vierzig Mann; was im Haus Platz hat, hier, das andere in der Scheune!"
Der Alte krallte die Finger in das Holz des Türpfostens und stemmte die Beine in den Boden, als müsse er allein dem ganzen Zug, der vor dem Haus antrat, den Eingang verwehren. Zornig stieß er hervor: „Nein!" und immer wieder: „Nein!"
Der Leutnant rief den Feldwebel zu sich, er solle einmal nach der Scheune sehen und Stroh bereit machen für das Lager. Mit dem Alten hier würde er schon fertig werden.
Eben als er dies gesagt hatte, trat der Alte, als hätte er sich auf einmal anders besonnen, ein paar Schritte vor und schritt dem Leutnant voran in das Haus.
Der Leutnant blieb einen Augenblick an der Schwelle stehen. Er sah eine breite, niedere Diele vor sich, die Wände waren mit Holz getäfelt, darüber schweres schwarzes Gebälk. Der Raum erhielt sein Licht nur von der Tür her und lag so halb im Dunkeln. Erst allmählich konnte der Leutnant unterscheiden, daß hier Männer standen, zehn, zwölf Männer, alle so groß, daß sie mit ihren Köpfen fast die niedere Decke erreichten. Alle hatten das gleiche abweisende Gesicht wie der Alte.
Plötzlich sah der Leutnant, daß die Männer rund um eine Bahre standen. Auf der Bahre lag ein toter Soldat.
Der Leutnant nahm die Mütze ab.
Die Männer in der Runde achteten weiter nicht auf ihn und sahen schweigend auf den Toten nieder. Sie sprachen keine Gebete, sie bewegten nicht einmal die Lippen. Und auch die Gesichter der Männer wurden wieder so unbeweglich, als wären sie bloß beisammen, um einander ja nicht ihre Trauer zu zeigen.
Der Leutnant sah das schmale, wachsbleiche Gesicht des Toten. Die Augen lagen geschlossen. Über die Stirn lief eine breite, schwere Narbe. Doch der Ausdruck friedlicher Ruhe lag über dem Antlitz. Der Rock eines norwegi-

schen Soldaten war über die Brust gebreitet, und die Mütze lag darüber. Am Fuß der Bahre aber stand der Pflug. Der Alte trat nun zu einem der Männer und legte ihm schweigend die Hand auf die Schulter. Der Mann schaute einen Augenblick auf und hob den Kopf zum Zeichen, daß er ihn verstanden habe. Dann wandte er sich dem Leutnant zu.
„Der Bauer ist tot", sagte er in gutem Deutsch.
Der Leutnant nickte kurz. „Wir werden in der Scheune bleiben", sagte er. Der Mann wiederholte die Antwort auf Norwegisch. Der Alte hörte es und nickte schweigend.
Der Leutnant ging und brachte seinen Zug in der Scheune unter. „Es betritt niemand das Haus", erklärte er den Jägern, „der Bauer ist gefallen, vermutlich in dem Gefecht gestern früh."
Als nach einer Weile der Leutnant wieder in das Haus trat, hatte er zwei Soldaten mit sich, die Stahlhelm und Gewehr trugen. Der Alte erschrak erst einen Augenblick, und die Männer hoben den Kopf und wandten sich dem Leutnant zu.
Es war einen Augenblick völlig still in dem Raume.
Die beiden Soldaten aber traten auf den Toten zu, grüßten und nahmen Haltung an und setzten in hartem Griff die Gewehre vor sich nieder und standen Wache.
Die Männer waren erst an die Wand zurückgetreten. Nun erst begriffen sie, was dies bedeuten sollte.
Der Leutnant wandte sich dem Mann zu, der ihn angesprochen hatte, und sagte: „Der Bauer ist als Soldat gefallen. Ich stelle ihm die Wache!"
Der Mann übersetzte langsam Wort für Wort. Die Männer ringsum beugten stumm die Köpfe, und dem Leutnant war, als wären ihre Gesichter nicht mehr so hart und abweisend wie zuvor.
Der Alte aber trat nun zur Seite und öffnete die Stube.
Der Leutnant sah durch die Türe hinein, wie drinnen um den runden Tisch die Weiber beisammensaßen. Eine feste, kräftige Stimme las aus einem Buche vor.
Nun aber erhob sich eine junge Frau, die in der Mitte des Tisches gesessen war. Sie hatte eine hohe, schlanke Gestalt und ein freies Wesen. Dem Leutnant schien es, als habe er noch nie ein schöneres und edleres Gesicht gesehen.
Die Frau trat in die Türe und schaute einen Augenblick lang auf den Toten hin. Dann sah sie die deutschen Soldaten, die da unbeweglich, das Gewehr vor sich, am Fuße der Bahre standen, der eine zur linken, der andere zur rechten Seite des Pfluges. Sie standen nicht anders vor dem Toten wie die anderen Männer, und ihre Gesichter hatten den gleichen ernsten, strengen Ausdruck, wie er in den Gesichtern der Männer stand. Die Ehrfurcht vor dem Tode war über allen.
Die Frau sah dies und trat wieder in die Stube zurück. Als sie wieder in die Diele kam, hielt sie einen Holzteller in beiden Händen, auf dem eines der dünnen norwegischen Fladenbrote lag und reichte es dem deutschen Offizier hin.
Der Leutnant kannte die Sitte, brach ein Stück des Brotes ab und aß es langsam. Er wußte, daß er damit auf diesem Hofe Gast geworden war.

Am anderen Morgen, als der Zug wieder abrückte, kam der Alte nochmals auf den Leutnant zu.
„Danke", sagte er, und der Leutnant merkte, daß er eigens, um es ihm sagen zu können, dieses deutsche Wort gelernt hatte.
Dann rief er den Mann herbei, der deutsch sprechen konnte, und winkte ihm aufmunternd zu.
„Die Deutschen haben den Bauern erschossen", sagte der Mann streng, jedes Wort betonend, und sah finster vor sich hin.
„Es ist Krieg", sagte der Leutnant. „Es ist Krieg", wiederholte der Mann, und auch der Alte, der das Wort wohl verstanden hatte, nickte. „Es mußte wohl so kommen", sprach der Mann wieder, und sein Gesicht wurde heller, „aber dies wollte ich sagen: Es bleibt kein Haß zurück!"
Der Leutnant nickte stumm. Er wollte noch etwas sagen, aber die großen Worte lagen ihm nicht. Einen Augenblick lang suchte er nach einer passenden Antwort.
Endlich fand er, was er sagen wollte.
„Wir sind eben von der gleichen Art" ... sagte er.
„So ist es", wiederholte der Mann, und nun reichte auch der Alte dem deutschen Offizier die Hand hin, „wir sind von der gleichen Art."

Wir kennen heute ein Gemeinschaftsgefühl, das weit stärker ist, als dies politische oder wirtschaftliche Interessen je begründen können. Es ist das Gefühl einer Gemeinschaft, die blutsmäßig bedingt ist.

ADOLF HITLER

# Der Vertrag von Virten 843

*Gleich einem heroischen Gipfel ragt die Gestalt Karl des Großen am Aufgang unserer Geschichte. Nach den Stürmen und Wirren der Völkerwanderungszeit faßte er zum ersten Male die germanischen Volksstämme in seinem großfränkischen Reich zusammen, das in jedem Betracht die Vorhalle unserer späteren Reichsbildung darstellt. Und indem er, weit seiner Zeit vorauseilend, mit kluger und harter Hand die deutschen Stämme zusammenzwang, schuf er die Voraussetzung zur Bildung des späteren mitteleuropäischen Reichskerns: Deutschland. Er hat der Entwicklung des germanischen Abendlandes die Richtung gewiesen, die sie trotz aller Umwege und Rückläufigkeiten beibehalten hat bis auf den heutigen Tag. Von dem erhöhten Standpunkt der wiedererstandenen Reichsmacht ist es uns heute möglich, die Tragik sowohl als auch die innere Notwendigkeit der schicksalhaften Vorgänge unserer Vergangenheit zu begreifen, zu welchen auch jener folgenschwere Teilungsvertrag von Virten zu zählen ist.*
*Schon ein Menschenalter nach dem Tode des ersten Frankenkaisers zerfiel sein Reich in drei Teile.*
*Die 843 in dem Vertrag von Virten (Verdun) gezogenen Grenzen haben mit Volkstumsgrenzen nichts zu tun. An Ludwig den Deutschen fiel in der Hauptsache der von den deutschen Stämmen diesseits des Rheins und der Alpen besiedelte Raum mit den ihm ostwärts vorgelagerten Marken. Der Beherrscher des Mittelreiches, Lothar I., gebot über Aachen und Rom. Er war Kaiser, Hoheitsrechte über die Reiche seiner beiden jüngeren Brüder standen ihm jedoch nicht zu. Was westwärts von ihm lag, gehörte mit der spanischen Mark zum westfränkischen Reich.*

Die nationalstaatlich gerichtete Geschichtsschreibung einer hinter uns liegenden Zeit feierte den Vertrag von Virten als die Geburtsstunde Deutschlands und Frankreichs. Von unserem heutigen Standpunkt aus gesehen, bildet dieser Teilungsvertrag, der die nationale Aufspaltung Europas einleitete, den Ausgangspunkt eines bitteren, wenn auch unvermeidlichen Umwegs unserer Geschichte. Zwar verlagerte sich der Schwerpunkt der weiteren Reichsentwicklung nach dem germanischen Kernland des Abendlandes, nämlich nach Ostfranken; der germanisch geführte fränkisch-langobardische Westen und Süden des karolingischen Reiches aber ging fortan eigene Wege. Virten ist die erste Station auf jenem Schicksalsweg Deutschlands und Europas, der über die deutsche Reichsschöpfung des Mittelalters und sieben Jahrhunderte der Zersplitterung zu dem ersehnten gesamtgermanischen Reich der Zukunft führt.
In welchem Licht sehen wir nun das ostfränkische Reich? Es hatte sich 843 aus größeren Zusammenhängen herausgelöst und wäre gerade in dieser Form schwerlich entstanden, hätte nicht Karl der Große die letzten selbständigen westgermanischen Stämme in das Frankenreich hereingeholt. Seine Lage war nicht übermäßig günstig, jedenfalls nicht besser als die des Mittel- und Weltreichs, und wenn es diesem im Verlauf eines Menschenalters einen Vorsprung abgewann, dann verdankt es ihn seinem ersten König, Ludwig dem Deutschen.
Im Zeitalter der Naturalwirtschaft hing die königliche Macht auch von dem Umfang des Krongutes ab. Je ausgedehnter die Besitzungen, je höher die Erträgnisse, die sie abwarfen, desto machtvoller der König. Jedem der

drei Brüder war ein großer Krongutbezirk zugefallen. Zwischen den Kernlandschaften an Reichsgut in den drei Reichen bestand aber ein großer Unterschied. Jenseits des Rheines war der Landesausbau viel weiter gediehen als diesseits; das Reichsgut warf daher mehr ab, und seine Lage an den von den Römern mit unnachahmlicher Meisterschaft angelegten Straßen gewährleistete auch eine bessere Nutzung der Erträgnisse. Anders im ostfränkischen Reich. Hier war vor allem in den Tagen Karls des Großen viel herrenloses Gut an die Krone gefallen, aber das bestand zum guten Teil nicht aus besiedelbarem Land und mußte erst gerodet werden, ehe das Königtum Nutzen erwarten konnte. Römerstraßen fehlten nördlich der Donau, und wenn das ostfränkische Reich natürlich auch nicht an Straßen arm war, so fällt ein Vergleich mit den übrigen Reichen auch in dieser Hinsicht nicht zu seinen Gunsten aus.

Ungünstig war die Lage des 843 entstandenen ostfränkischen Reiches aber auch noch aus einem anderen Grund. Die Stärke der Bevölkerung in den früh- und hochmittelalterlichen Staaten können wir nicht errechnen, sondern höchstens schätzen. So stehen uns auch für die Mitte des 9. Jahrhunderts nur Schätzungen zu Gebote, die ergeben, daß das westfränkische Reich an Bevölkerungszahl dem ostfränkischen merklich überlegen war, ganz zu schweigen vom Mittelreich. Aufgewogen wurde dieser zahlenmäßige Unterschied allerdings durch den starken nordischen Blutsanteil bei den deutschen Stämmen.

Als diese 843 zum ersten Male zu einem selbständigen Staat zusammengefaßt wurden, da lag dieser an der äußersten Grenze des germanischen Abendlandes.

Ludwig der Deutsche kannte den Osten oder doch mindestens einen Teil, als er die Herrschaft im Ostfrankenreich antrat. War er doch viele Jahre lang Unterkönig in Bayern gewesen, dem auch die östlichen und südöstlichen Marken unterstanden. Er hat zwar Vorsorge getroffen, daß deutsche Siedler in den Alpen- und Donauraum hineinwuchsen, darüber hinaus hat er im Osten keine weiteren Pläne verfolgt. Er wußte zweifellos, daß man, um Eroberungen zu sichern, Bauern braucht und daß er solche über das hinaus, was der Stamm der Bayern bereits dem Südosten abgab, nirgendwo freimachen konnte. Einen Aufstieg über die Anfänge von 843 hinaus versprach nur ein Gebietszuwachs im Westen.

Dort mußte er auch angestrebt werden, weil des ostfränkischen Reiches Westgrenze unzureichend war. Deshalb mußte Ludwig der Deutsche, der schon vor 843 um eine entsprechende Westgrenze gerungen hatte, während seiner ganzen Herrschaftszeit der Lage im Westen sein Hauptaugenmerk zuwenden. Ihm ist es gelungen, nach dem Zerfall des Mittelreiches 855 und nach dem Tod des Königs von Lotharingien 869 Frankreich zu zwingen, diese Gebiete, die es bereits besetzt hatte, wieder zu räumen, vom Rhein zurückzuweichen und auf eine Teilung einzugehen, die das ost- und westfränkische Reich zu Nachbarn machte. Daß der Rhein nicht die Grenze des ostfränkischen Reiches blieb, sondern sein Strom wurde, das dankt das deutsche Volk Ludwig dem Deutschen, und das war entscheidend dafür, daß der Rhein auch der Strom der Deutschen blieb und daß auf diese Weise das Übergewicht der Mitte über den Westen Europas auf Jahrhunderte hinaus besiegelt wurde.

Für das erste Reich der Deutschen bildete der Vertrag von Virten eine Vorstufe in seiner kommenden machtpolitischen Entwicklung. Von den drei Staatswesen, die sich seither nach mannigfachen Grenzverschiebungen herausbildeten, Frankreich, Italien und Deutschland, ist Deutschland seit dem 10. Jahrhundert das bedeutendste gewesen. Man sieht das allmähliche Emporreifen der germanischen Mitte zur Führung Europas, man ahnt förmlich, daß das ihre Bestimmung und der Inhalt des Reiches sein wird. Zusammenspiel und Gegensatz der 843 entstandenen selbständigen Staaten, vor allem, seit das Mittelstück zwischen dem ost- und westfränkischen Reich verschwunden war, bestimmen auf lange hinaus den Inhalt der abendländischen Geschichte. Im Besitze Italiens, später auch Burgunds, stieg das Reich empor und hat durch dreihundert Jahre den ersten Platz in Europa eingenommen, glühend beneidet von seinem Nachbarn im Westen, der sich zurückgesetzt fühlte. Als Volk Karls des Großen wollten die Franzosen wieder zusammenfügen, was 843 zerfallen war. Und hier werden die Wesenszüge deutlich, die beide Völker voneinander unterschieden und trennten. Das Reich wollte führen, nicht aber die Welt beherrschen. Frankreich wollte die Welt erobern und von Paris aus herrschen. Im romanischen Europa sind die Auffassungen herangereift, die mit der Reichsidee in Wettbewerb traten und sie schließlich verdrängten, die Lehre nämlich, daß die sich allmählich herausbildenden Nationalstaaten niemanden über sich anerkennen, keinen Kaiser und auch kein Reich. Mit dieser Auffassung aber war das natürliche Gleichgewicht Europas zerstört, für ein Reich schien nun kein Platz mehr zu sein und keine Aufgabe.
Alles das wurzelt in dem Teilungsvertrag von Virten und kommt uns erst jetzt so recht zum Bewußtsein, weil wir inmitten einer Zeit stehen, in der nur eine Neuordnung Europa noch retten kann, eine Neuordnung, die getragen wird von dem Reich, das heute wie einst seine Aufgabe nicht in Weltherrschaft, sondern im Weltdienst erkennt und das im Mittelalter auf dem Grund emporwuchs, der 843 gelegt worden war. *Prof. Dr. Heinz Zatschek*

Das neue Europa wird die zentrifugalen Kräfte bannen und im Bewußtsein der gemeinsamen Werte auf allen Lebensgebieten zu einer Größe emporsteigen, von der aus es in die Vergangenheit nur noch wie in den Werdeprozeß seines größten Gedankens, des Gedankens seiner unentrinnbaren Einheit, zurückschauen wird. Die Ausprägungen dieses Gedankens werden in stärkstem Maße die europäische Zukunft bestimmen.

Aus einem Aufsatz von Dr. Werner Meyer

# Der Wald als Lebensgemeinschaft

Stark und tief ist die Liebe zum Wald bei den germanischen Völkern. Wie ein Erinnern an die frühere Waldheimat, in der die Vorfahren dieser Völker lebten, so klingt es immer wieder in Lied und Sage, Mythe und Märchen. Der nordische Mensch hat einen angeborenen Sinn für das Wesen und die Eigenart der Natur und mit ihm auch ein reines und unmittelbares Verständnis für das Wunder des Lebens, das sich im Wald demjenigen offenbart, dem es gegeben ist, dieses Wunder wahrzunehmen. Wir sehen in ihm ein lebendiges Ganzes, wenngleich wir im einzelnen nicht immer das Zusammenklingen zur großen Hymne des Lebens erkennen. In seinen Heimat- und Feierliedern hat der nordische Mensch immer aufs neue das große Erleben um das Geheimnis „Wald" zu deuten versucht. Ob er von den „ewig singenden Wäldern" spricht, von seiner „Waldheimat" erzählt oder von den „heiligen Seen und Wäldern" singt, „die über die Grenzen stiller Höhen bis in das grüne Meer" reichen, — es ist stets der gleiche Ausdruck einer artgemäßen Naturverbundenheit. Nirgendwo überkommt den germanischen Menschen ein tieferes Gefühl der Weihe als in den Wäldern seiner Heimat.

Einen lebendigen Eindruck von dem Wesen des Waldes, seiner wechselnden Zusammensetzung und örtlichen Beschaffenheit gewinnt der, der aus der Ebene in das Gebirge aufsteigt oder aus niederen Breiten der Erde in höhere kommt. Fast überall ist der Boden geeignet, einen Wald zu ernähren. Entscheidend für das Entstehen von Wäldern unter natürlichen Umständen sind die beiden Faktoren: Temperatur und Feuchtigkeit. Ob ein Wald gedeiht und sich behauptet, hängt davon ab, wie warm es ist und wieviel Regen fällt. In wärmeren Perioden der Geschichte unserer Erde hatte der Wald wohl eine gewisse Vielseitigkeit an Arten, aber keine besondere Dichte. Diese gewann er erst, als in der Jungsteinzeit und Bronzezeit die Witterung fortschreitend kühler und feuchter und somit für den nordischen Wald besonders geeignet wurde. Damals breiteten sich Rotbuche und Hainbuche, in den höheren Lagen Tanne und Fichte aus; sie machten die Wälder dichter und geschlossener als zuvor. Der nordische Wald entwickelt unter der ihm zusagenden Witterung seine ganze Kraft und erhabene Schönheit. So trat er in die geschichtliche Zeit ein.

Der Waldboden entwickelt die Kräfte, die das Abfließen des Regenwassers hemmen und wird damit zum Träger und Erhalter der Fruchtbarkeit derjenigen Landstriche, deren natürliche Pflanzendecke er bildet. Schon im Dach seiner Baumkronen fängt der Wald den Regen auf, so daß er gehemmt zur Erde fällt, den Boden nicht abspült und verschlammt. Das Kronendach selbst fördert die Bildung von Tau und Reif. Stürme und Wind werden durch den Wald gebrochen, ihre austrocknenden und sonst nachteiligen Wirkungen für die Landschaft herabgesetzt. Der Waldboden trinkt das Wasser der Schneeschmelze, den Regen und sonstige Niederschläge wie ein Schwamm und kann größte Mengen aufnehmen, ohne daß sie oberflächlich ablaufen. Über die rauhe Oberfläche des Waldbodens kann fließendes Wasser so gut wie gar nicht abrinnen. Selbst an Hängen ist der



AM SONNENWALD / VON HANNS NEUDECKER

Zahllos sind die belebten Bilder deutscher Landschaft in uns, wie sie uns Maler — etwa Schwind, Richter, Thoma — sehen, Dichter — die Romantiker, vor allem Eichendorff — fühlen lehrten; wie sie uns in mittel- und vor allem oberdeutschen Gebieten begegnen, in Thüringen, dem Odenwald, dem Schwarzwald, im Saale-, Main-, Neckartal, in der Ebene des Rheins.
In Oberdeutschland lag durch Jahrhunderte die Mitte der deutschen Kultur, der künstlerischen und geistigen Entwicklung; dort schlug lange das Herz unseres Volkstums. So ist es geschichtlich begründet, daß diese Landschaft, die für unsere schaffenden Geister durch große Zeiträume das Bild der Erde war, durch ihre Verwobenheit mit unseren Anschauungen, Gedanken, unserer Wissenschaft und Kunst für uns zum Begriff „deutsche Landschaft“ wurde.
Aber diese dem Mittelgebirge oder dem Hügellande, Flußniederungen und Waldtälern entstammenden idyllisch-romantischen Bilder scheinen uns auch Sinnbilder für ein tätiges, mit dem Mutterboden unmittelbar verbundenes Leben zu sein. Es scheint, daß das, was wir im besonderen als „deutsche Landschaft“ empfinden, vor allem ein Ausdruck des deutschen Lebenscharakters ist. Daß sie dies ist und sein kann, beruht darauf, daß diese Landschaft auf unsern Volkscharakter durch Jahrhunderte bestimmend eingewirkt und ihn sich so angeglichen hat, wie sie sich ihm und seiner Arbeit mehr und mehr fügte. Hier scheinen mir die lebendigsten Quellen für Gefühl und Genuß an der Landschaft zu springen.

WILHELM VON SCHOLZ



DER BERGWALD
VON FR. KARL



# Aller Dinge Ursprung

Wie am Himmel ruht das blaue Gebirg, so steht am Rande der Jahre immer die Heimat, zugewendet den Gesichtern der Jugend, aus der Schale der Träume fließt sie.

Es wachsen die Sterne über die Felder herauf, im Dickicht der Wälder atmet noch immer die Sage, aus der Quellen Mund reden die Geister: in uralter Verzauberung endet der Pfad.

Dumpf engen die Städte sich ein, aber über die Berge donnern die Wogen der Stürme, an zaudernden Flüssen ruhen die Ebenen reich.

Der Mensch schlägt Wurzeln überall, aber am köstlichsten ist Heimat. Jahrhunderte leben in allem und allem mit ihr, und aller Dinge Ursprung ist sie.

KURT HEYNICKE



GEWITTERSTIMMUNG / VON SCHINKEL

Abfluß des Wassers im Walde sehr stark gehemmt. Immer muß es in den Boden hinein und durch ihn hindurch, damit es in ihm wirkt, Leben spendet und Wachstum fördert, Quellen und Grundwasser speist. Die vom Regen durchronnenen oberen Schichten des Bodens erfaßt der Wald mit dem Wurzelwerk seiner Bestände in großer Breite und Tiefe. Vom Sturm bewegt, rütteln die Bäume am Gefüge des Bodens; er hebt und senkt sich unter der Wirkung des langen Hebels von Stamm und Wurzeln. So betreibt der Wald seine Art der „Bodenarbeit".

Die obere, lebendurchsetzte Schicht des Waldbodens, die wir Muttererde oder Humus nennen, entsteht aus der jährlich zu Boden fallenden Streu des Waldes. Damit ist die Muttererde, die lebende, humusreiche Schicht, der Born des Waldbodens. Macht der Bauer ein Stück Wald zum Acker, wie es in der frühesten Zeit bäuerlicher Landnahme im mitteleuropäischen Raum die Regel war, so trägt ihm der Humus des Waldes die Ernte zu. Als Gabe des Waldes nimmt sie der Bauer hin. Im allgemeinen ist der Wald-Feldbau aufgegeben, und der Bauer hat selbst die Leistungen übernommen, die einst der Wald für den Boden bewirkte.

Es wird leicht vergessen, daß die große Mehrzahl der landwirtschaftlich genutzten Böden Deutschlands ursprünglich alte Waldböden sind. Nur Löß- und Schwarzerdeböden sind eigentliche Getreideböden und nicht waldbedingt. Auf allen übrigen Böden aber schuf einst der Wald die Muttererde und gab dem Boden Leben und Fruchtbarkeit. Mit der Ewigkeit des Lebendigen haben diese sich unter der pflegenden Hand des Bauern bis heute erhalten. Auch dadurch sind wir ein waldverbundenes Volk!

Der Wald ist gegenwärtig im Lebensraum der nordischen Völker stark zurückgedrängt, im allgemeinen auf diejenigen Flächen, die anders als durch Waldwirtschaft mit Vorteil nicht benutzt werden konnten. Am Ende des 19. Jahrhunderts war von einem Recht des Waldes auf die Erhaltung der Eigenart seines Wesens und seiner örtlich bedingten Kraft kaum noch die Rede. Der Wald galt als eine wenig gut verzinsliche Anlage. So dachte jene Zeit und trennte sich leichten Herzens vom Baumbestand eines Waldes — oft, um den gewonnenen Erlös in anderen Unternehmungen nutzbringender anzulegen. Große Gebiete der Erde haben dadurch für immer und unwiederbringlich den Wald und mit ihm seine Fruchtbarkeit und schließlich auch die Bewohnbarkeit für ausgebreitete menschliche Ansiedlungen verloren. Unermeßlich ist die Einbuße an vielseitig bedingtem Leben, das diesen Gebieten mit dem Walde genommen wurde.

Die lebensverbundene Einstellung des nationalsozialistischen Deutschland setzt alle verfügbaren Kräfte dafür ein, um eine gesunde Waldpflege zu ermöglichen. Die Zeit vor uns sah die Maßnahmen der Waldbegründung und Walderneuerung lediglich unter dem Gesichtspunkt der Holzerzeugung, welche diese Flächen erwarten ließen, und überlegte danach, ob die Aufwendungen für den Wald auch lohnten. So unentbehrlich die Holzerzeugung des Waldes für unsere Volkswirtschaft und namentlich für die Kriegswirtschaft auch ist, so ist sie doch nur eine Nebenerscheinung im Leben des Waldes. Der Wald im Haushalt der Natur ist nicht allein dazu da, den Menschen mit Holz zu versorgen. Wir bedürfen vielmehr des Waldes, um durch ihn ein kraftvoll tätiges Leben überhaupt entfalten und erhalten zu können. Diesen Zweck erreicht in unseren Breiten auch ein das

Gebiet nicht vollständig bedeckender Wald. Es genügt ein das Land umspannendes lockeres Netz waldtragender Flächen in guter Verteilung. Dann bleibt der Wald mit seinem Segen überall im Lande gegenwärtig, erhält es fruchtbar und waldbedingt. Dann hat auch unter einem lockeren Netz bewaldeter Flächen, wie es gegenwärtig über dem mitteleuropäischen Raum liegt, das Land das Gepräge einer Waldlandschaft und entspricht in dieser Eigenart dem Wesen der nordischen Menschen.

# So kämpften unsere Väter

*Von Hans Zöberlein, im Weltkrieg 1914/18*

Wie graue Schemen wogt die erste Welle durch den Pulverdampf heran. Dahinter die zweite, und jetzt bricht eine dritte dichtauf in kurzem Abstande aus dem Wald hervor. Herrgott, sind das Massen! „Bis auf 40 Meter heranlassen, nur warten!" Ich habe die Signalpfeife zwischen den Zähnen und sehe, daß alle zum Aufspringen bereit sind. Sie ahnen, was sie nicht sehen. Keiner steht auf, sie sind alle vertrauend ruhig und eisern gefaßt.

Mit einem Seitenblick schätze ich die Entfernung. Noch 100 Meter! Der Trubel der Feuerwalze rast sinnverwirrend und beginnt, deutlich wahrnehmbar, zu wandern. 60 Meter! Der Nebel wird schon dünner. Deutlich sehe ich geschulterte MGs. in der herankommenden Welle, hinter denen sich die Bedienung zu Klumpen ballt. 50 — — 40 Meter!

Ich höre selbst meinen eigenen Pfiff nicht mehr im Branden des Feuers. Keiner kann ihn gehört haben, aber alle haben gesehen, wie ich meine Backen aufblies. Da stürzen sie auf, stutzen erschrocken vor der Nähe der feindlichen Massen, und mit einem Zauberschlag platzt ein rasendes Feuer aus allen Gewehren.

Da draußen aber ist es fürchterlich! Da fallen die Haufen, wie sie kommen; da ist ein kurzes Wimmeln und Kriechen noch, dann rührt sich kein Arm und schnellt sich kein Bein mehr zum Sprung. Wie ausgerichtet stürzen sie nebeneinander. Ich habe das eine MG. an mich gerissen und hämmere drauflos ins nahe Buschwerk, denn da ist es mit einem Schlag nun auch lebendig geworden. Taumelnde, vornüberschlagende blaugraue Gestalten, in die Luft nach Halt greifende Arme, am Boden sich windende und aufbäumende Körper, Mann an Mann, wie sie vorbrechen wollten. Ich bin ganz ruhig dabei, eiskalt, was geht mich dieses Grauen sich windender, verzuckender Gestalten an! Den zweiten Gurt durch und den dritten nach.

Ein Höllenspektakel rattert, dröhnt, klopft hohl und rasselt schrill. Man hört sein eigenes Wort nicht mehr. Immer neue Haufen rennen ins Schicksal der ersten und bauen 30, 40 Meter vor uns die blaugraue Mauer aus Menschenleibern. Sie können nicht mehr aus, nicht mehr zurück, sie müssen angreifen voll Wut und Verzweiflung — und mitten hinein in den strichelnden Tod. Wie der Nebel langsam zerfließt, enthüllt er ein Bild der furchtbaren Wirkung unserer Waffen. Regungslose und zuckende Haufen liegen draußen vor uns, wirr und unsinnig durcheinandergeworfen, als hätte sie einer aus dem Sack geschüttelt.

Mit unverminderter Wut rast und brüllt die Schlacht. Unsere MGs. hämmern ohne Aufhören, die Gewehre knattern, und Granaten fegen durch den wehenden Dunst des Pulvers. Kreuz und quer jagen die Flieger mit schnatternden Gewehren vom Wald herüber, kurven ganz tief daher und wenden wieder mit brüllenden Motoren, daß wir den durcheinanderquirlenden Luftzug verspüren. Sie locken die Artillerie zurück, die mit ihrer Feuerwalze zu weit gesprungen ist, ohne von ihrer Infanterie begleitet zu sein. Die liegt zusammengeschossen draußen vor uns. Die ersten drei Wellen sind erledigt, der erste Anprall steht, soweit ich das Feld überblicken kann, vor unserer feuersprühenden Linie.

# Der Wegweiser

*Von Johannes Linke*

In dem stattlichen Schwabendorfe Aichhardt kreuzen sich seit undenklichen Zeiten drei Straßen, und vielleicht verdankt das Dorf dieser Straßenkreuzung überhaupt seine Entstehung. Die Schmiede, ein Kramladen, die Wagnerei und das Wirtshaus „Zum goldenen Roß" wenden ihre hohen Fachwerkgiebel dem Platze zu, der sich dort ausgeweitet hat, und etliche Bauernhäuser, wohlgebaut und besser gepflegt als in den umliegenden Dörfern, stehen dabei.

Bis zum Kriege ragte in der Mitte dieses Platzes eine gewaltige Eiche, die viel älter sein mochte als die Grundmauern der ersten Häuser im Dorfe, älter wohl auch als die drei Straßen, und reckte ihr Astwerk hoch über die Dachfirste hinaus. Im Jahre 1917 fingen einige der Hauptäste an zu verdorren und abzusterben, bei den Herbststürmen gegen Kriegsende brach ein solcher Ast nieder, der so stark war wie mancher Baumstamm, und erschlug ein Kind, und da die Gefahr bestand, daß die alte Eiche noch mehr Unheil anrichtete, sollte sie ausgegraben werden.

Als aber die großen Äste abgesägt waren, die morschen wie die gesunden, legte sich der Wagner Scholterbeck, der das Eichenholz am besten hätte brauchen können, ins Mittel und meinte, nun sei ja die Gefahr beseitigt; den Stamm, den drei Männer mit Mühe umspannten, sollten sie zum Andenken stehen lassen, damit er das Wahrzeichen des Dorfes werde, wie es einst der Eichbaum gewesen sei. Da das Ausgraben des unbändigen Stammes eine heillose Mühe und Anstrengung gemacht hätte und es nach den Jahren der Frauenherrschaft allenthalben in Feld und Hof, in den Obstgärten und an den Weinbergen mehr Arbeit gab, als die Aichhardter bewältigen konnten, erklärten sie sich nur allzu gern damit einverstanden und ließen den kronenlosen Eichenstamm stehen, wo er immer gestanden hatte.

Von den Leuten des Dorfes bekümmerte sich außer dem Wagner, der den Platz um den alten Stamm sauber hielt, niemand um das Überbleibsel der Eiche, das nun zum Gemeinwesen gehörte wie irgendein Prellstein und Wirtshausschild, dem keiner Beachtung schenkt. Alles ging wieder seinen gewohnten Gang. Die Bräute der Burschen, die nicht mehr aus dem Felde heimgekehrt waren, fanden einen anderen Schatz, und die Kinder der gefallenen Bauern wuchsen heran und lernten die Arbeit, die ihr Vater getan. Die Straßen, an denen viele Jahre lang nur die allernötigste Flickarbeit getan worden war, machten zwar den Fuhrleuten viel Verdruß, aber der Verkehr nahm auf ihnen immer mehr zu, große Lastwagen beförderten die Güter, die sonst auf der Eisenbahn verschickt worden waren, von einer fernen Stadt zur anderen, Autobusse und kleinere Kraftwagen durchbrausten das Land, junge Leute, die sich Arbeit suchten, fuhren auf Fahrrädern nach den großen Städten oder zogen als Handwerksburschen von Ort zu Ort, und an den Samstagen ließen sich viele Städter in eines der Dörfer an der Straße bringen, um von da aus in die Wälder und über die Höhen zu wandern.



ESCHERNDORF AM MAIN VON BODO ZIMMERMANN

An dem sechsstrahligen Straßenstern in Aichhardt machten die meisten halt, sahen sich nach einer Wegtafel um und fragten, da sie keine fanden, in der Schmiede oder beim Krämer nach der Richtung des nächsten Ortes. Das konnte auf die Dauer nicht so bleiben, und so bestimmte der Schultheiß, daß ein Wegweiser aufzustellen sei, der auf sechs Tafeln jeweils den Namen der Ortschaft und das Ziel der Straßen zu benennen habe. Er setzte sich deshalb mit dem Wagner Schloterbeck in Verbindung, der zu allen künstlichen Arbeiten geschickt war und diese Sache am besten anzupacken wußte. Der kronenlose Stamm der alten Dorfeiche, meinte der Schultheiß, sei ja geradezu dafür geschaffen, die Wegzeiger zu tragen, aber wie der Wagner auffuhr, dieses uralte Heiligtum des Ortes dürfe auf keinen Fall entweiht werden, ließ er ihm die Freiheit, die Straßentafel aufzustellen, wo und wie er wolle, er werde das Ding schon richtig machen.
Schloterbeck ließ sich reichlich Zeit. Er spazierte nach dem Mittagessen und zum Feierabend öfters um den Dorfplatz herum, rauchte heftig aus seinem Ulmer Pfeifenkopf und betrachtete die Zufahrten, die Häuser und alle Straßenecken, mußte aber zugeben, daß sich kein Platz außer dem alten Eichenstamm so recht für einen Wegweiser eigne, der ja von überall ordentlich gesehen werden mußte. Von seiner Werkstatt aus beobachtete er auch zuweilen, wie ein Wanderer oder Kraftwagen anhielt, und jedesmal schauten die Leute unfehlbar nach der Eichensäule, um sich dort Auskunft über ihren ferneren Weg zu suchen. Der Schultheiß hatte schon recht: der alte Stamm war die einzig richtige Stelle für einen Wegweiser. Allein es war und blieb ihm doch im Herzen zuwider, die Eiche für solch einen gewöhnlichen Zweck zu mißbrauchen. Er dachte immer wieder daran, wie seit undenklichen Zeiten die Kinder unter diesem uralten Baum gespielt hatten, wie noch kurz vor dem Kriege in Zeiten des gemächlicheren Verkehrs der Roßwirt an Sommertagen Tische und Stühle in den Laubschatten stellte, und die Männer bei Ripple und Kraut, Most, Wein oder Bier hier zusammensaßen und auch die Angelegenheiten der Gemeinde an dem Mittelpunkt des Ortes besprachen, wie hier die jungen Burschen und Mädchen zur Sommernacht auf einer der riesigen Wurzeln hockten und sich zusammengeschmiegt an die Rinde lehnten. — Hier hatten sich auch die Dorfleute versammelt, wenn sie in eins der Nachbardörfer zu Kilbe oder Tanz, zu einer Hochzeit oder zum Leichengange ziehen wollten. Von hier waren auch die Reservisten, singend und mit Blumen geschmückt, gemeinsam abgerückt, als sie in den Krieg zogen, von dem so mancher nicht wieder heimkehrte. Ja, wenn man diese Nüßlinger Straße immer weiterging, über Stuttgart hinaus, viele Tagereisen weit, dann kam man nach Frankreich, wo sechs Aichhardter unter der Erde ruhten. Und ging man auf der Kunzhauser Straße über Heidelberg hinaus immerzu, dann stand man eines Tages vor den Kriegergräbern in Flandern, in denen auch drei Männer des Ortes ihren ewigen Schlaf hielten. Und auf den anderen Straßen war es dasselbe: alle führten sie einmal, weit über Würzburg und Nürnberg, über Augsburg und Ulm hinaus zu den Schlachtfeldern, an den Rand des Skagerraks, nach Polen und Kurland, nach Serbien und der Walachei und zum Isonzo, wo überall Aichhardter Männer und Burschen lagen.
Als der Wagner las bedachte, ging ihm zwar die Pfeife aus, aber er wußte auch, daß der Eichenstamm nun doch die Säule eines Wegweisers werden

würde, der weit über die nahen Dörfer und fernen Städte hinaus zu jenen Kampfstätten deuten mußte, in denen für so viele Leute des Dorfes ein Stück Heimat lag.

Nun machte er sich gleich an die Arbeit. Aus dicken Eichenpfosten, die aus den stärksten Ästen des Dorfbaumes geschnitten waren, richtete er sechs Tafeln her, anderthalb Ellen breit und so lang, daß er sie grad mit den Armen erspannen konnte. Ja, so groß mußten sie unbedingt sein, nicht allein, damit sie ins rechte Verhältnis zu dem ungeheuer starken Stamm kamen, sondern auch, damit sie ja jedermann sah und sich ihre Inschrift für alle Zeit ins Herz einprägte. Er begnügte sich nicht damit, die Namen aufzumalen, sondern schnitt sie zuvor mit tiefen Kerben auf beiden Seiten ins Holz ein. Dann hieb er alle Triebe und Schößlinge weg, die sich irgendwo rund um den Stamm regten, maß die Stellen aus, an denen die Wegtafeln eingestemmt werden sollten, und hieb mit der Flachaxt darunter jedesmal die Rinde und das Splintholz ab, so daß ein etwa armlanges, nur wenig schmäleres, ebenes Viereck entstand, dessen Holz wie ein Fenster aus der schwarzgrauen Rinde hervorleuchtete.

Als er diese sechs Flächen herausgearbeitet und geglättet hatte, grub er auch dort mit dem Schnitzer und dem Stemmeisen Namen ein, aber keine Namen von Ortschaften, sondern die Namen der Aichhardter Männer und Burschen, die der Krieg aus dem Leben gerissen hatte. Tagelang ließ er all seine Arbeit in der Werkstatt liegen und schnitzte draußen an dem alten Eichenstamm. Die Schulkinder umringten ihn, oft einmal schaute ihm auch eines von den Großen zu, schüttelte verwundert den Kopf oder nickte nachdenklich und zustimmend.

Schließlich stemmte er die sechs Wegtafeln tief in Holz ein, daß sie wie Aststümpfe aus dem Stamme ragten, und als die Dorfleute zum Kilbesonntag in die Kirche gingen, sahen sie den seltsamen neuen und doch uralten Wegweiser zum erstenmal fertig in ihrer Dorfmitte stehen. Sie konnten nicht daran vorbei, ohne die Inschriften zu lesen, und gingen langsam, wie in einem feierlichen Reigen, um den Stamm herum, und immer war irgend jemand, ein Kind, eine Mutter oder ein alter Mann, der sich selber oder den anderen die Schrift laut vorlas: Über Nüßlingen, Stuttgart nach Frankreich", Über Meinhardtsbronn, Würzburg zum Skagerrak", „Über Bottwangen, Nürnberg nach Polen und Kurland", „Über Albheim, Augsburg nach Serbien und Rumänien", „Über Riedach, Ulm zum Isonzo". Und darunter, von der tiefrissigen Borke umrahmt, standen die Namen, wie sie die Leute im Dorfe trugen, Bühler, Enzlin, Herrle und Rath, die Namen der Söhne und Väter, Brüder und Freunde. Unter der Tafel, die nach Frankreich wies, waren es sechs, unter dem Weiser, der nach Polen deutete, fünf, unter dem flandrischen und dem serbischen Zeiger drei, und der Arm, der sich zum Skagerrak aufreckte, hatte ebenso wie der entgegengesetzte zum Isonzo zwei Namen unter sich.

So hatten die Aichhardter nun mit einem Male, ohne daß sich außer dem Wagner Schloterbeck jemand hätte darum zu kümmern brauchen, ein Kriegerdenkmal, und zwar eines, wie es im ganzen Land kein zweites gab, und die Fremden hatten einen Wegweiser, der ihnen ein ernstes Nachdenken mit auf den Weg gab.

# Das Rettende wächst mit der Gefahr

Das schöne Bild der deutschen Familie könnten wir aus tausendundeinem Zeugnis unserer größten Dichter und Maler heraufbeschwören. Wir dürfen also wohl von der deutschen Familie als etwas Besonderem sprechen, nicht in einem überheblichen Sinn, aber im Hinblick auf die Entwicklung eigener Gemütswerte, wie sie ja auch in unseren Festen, dem deutschen Weihnachten und Ostern voran, innig genug sich ausdrücken. Die deutsche Familie in ihrer weitesten Fassung als Sippe besaß in den besten Zeiten eine Stärke, die sie unüberwindlich machte. Das Rettende wächst mit der Gefahr.

In diesem Kampf, der gegen das Deutsche schlechthin geht, ist der deutschen Familie die entscheidendste Rolle zugewiesen. Sie ist es mehr als der Staat auf der einen, der einzelne auf der anderen Seite, welche die ungeheuerlichen Stöße gegen das Herz unseres Volkes aufzufangen hat. Aus ihrem Schoße zogen die Söhne ins Feld, in ihrem mütterlichen Grunde sind die Quellen unserer seelischen Kräfte, um sie zuletzt geht, wenn auch alle rufenden Stimmen sonst schwiegen, die Entscheidung. Freilich müssen der Staat wie der einzelne der Familie helfen, und sie tun es auch in einer tausendfältigen Verflechtung. Aber die Familie ist jenes kleinste Ganze, das sich selbst hilft; ohne sie ist der Begriff der Volksgemeinschaft undenkbar. In sich ruhend, oft an den Grenzen der Selbstsucht, gibt sie dem ganzen Gefüge Festigkeit. Indem sie die tiefsten Triebe der Natur geheimnisvoll mit den höchsten Zielen verbindet, ist sie die Wurzelkraft des Volkes, die bis in den Wipfel steigt.

Wie im letzten Krieg die Blockierung, so ist in diesem der Bombenschrecken, wie ja alles Teuflische, von kaltem Verstande. Die deutsche Familie aber setzt ihr warmes Herz dagegen. Und so ungleich auf den ersten Blick diese Waffen scheinen mögen, bis zur Stunde hat die Kraft des Gemütes sich bewährt und wird sich weiter bewähren.

All die Einbußen an Bequemlichkeit, an Wirtschaftsgütern, all die Härte und Freudlosigkeit, Arbeitslast und Summe von Scherereien muß in der Hoffnung, daß es kein dauernder Zustand ist, ertragen werden. Es ist gewiß nicht schön, einsam in der halbgeräumten Wohnung, zwischen Dienst und Alarm, unfroh sein Essen hinunterzuschlingen, während die Frau irgendwo sitzt oder gar krank liegt. Aber ihr mutiger Gruß oder das Lächeln unseres Kindes muß uns wieder ins Gleichgewicht bringen.

Der schwerste Verlust, den die Familie erleiden kann, ist nach wie vor der Tod des Vaters, des Erzeugers und Ernährers. Solchen Schicksalsschlag seelisch zu überwinden, aber auch im Bereich des äußeren, rücksichtslos weitergehenden Lebens auszugleichen, bedarf es heldischer Kräfte, an die kein Wort heranreicht. Kaum eine deutsche Familie wird es geben, die nicht um ein geliebtes Mitglied bangt.

Wer freilich nur mit seinem klaren Verstand an den Abgrund der Zeit tritt und ein „Warum?" hinunterfragt, der wird keine Antwort bekommen; wer, selbst an den Rand getrieben, nun neidvoll auf die schaut, die noch in gesicherter Mitte zu stehen scheinen, wird keinen Trost empfangen. Wer

nach dem Schuldigen forscht, wird auf ein Schweigen stoßen, das er Gott, Teufel, Schicksal, oder wie er wolle, nennen mag. Wer aber bereit ist, sein Blut und seine Tränen — und, wenn er kann, auch noch ein Lächeln! — in den großen Opferstrom zu schütten, der wird von ihm selbst getragen werden zu einem schönen Glauben, einer tieferen Liebe, einer freieren Hoffnung.

Dies kann freilich nur ein hoher Augenblick des Einverständnisses sein: länger hält des Menschen Herz eine Begegnung mit dem Göttlichen nicht aus. Aber in diesem Nu hat er die unendliche Reihe der Ahnen und Enkel gesehen, die gestorben sind und sterben werden, damit Deutschland lebe. Und er hat sich und die Seinen in diesen Kreis, in die Gemeinschaft des Volkes eingeschlossen. Das Geflecht einer solchen Bindung ist nicht zu zerreißen, auch durch den Tod des einzelnen, auch durch die Sprengkraft der Bomben nicht.

Mag jeder von uns schon bittere Erfahrungen gemacht haben: keiner wird sagen können, daß er und die Seinen ohne Hilfe und Zuspruch geblieben sind. Nicht nur, daß uns durch die weitschauende Fürsorge des Staates in diesem Krieg der Hunger erspart geblieben ist, der nachhaltiger als alles andere auf das Gedeihen der Kinder eingewirkt hat; auch sonst wird mit erstaunlicher Tatkraft und in vorbildlicher Zusammenarbeit Beispielloses getan. Verschließen wir unsere Herzen nicht und machen wir die Augen unserer innersten Seele auf: Wir sind alle eine große Familie geworden. Der unbekannte Soldat an der Ostfront, er kämpft und stirbt auch für unseren Sohn, als wäre es der seine; die Schwester wacht am Bette unseres Bruders, die Schaffnerin läßt daheim die eigenen Kinder warten, um uns zu helfen, daß wir rascher zu den Unsern kommen. Sagen wir nicht, das sei ihre Pflicht — nehmen wir teil an der geheimen Verwandlung, mit der einer für den andern steht. Und lassen wir uns rühren von dem Brief des Frontkämpfers, der aus der Hölle der Schlachten der Heimat und den Seinen das Wohlergehen wünscht, selbstlos und treu, einen Segen, an dem er nicht teil hat. Es ist so leicht — und wie oft machen wir uns selber dieses Fehlers schuldig —, das Häßliche zu sehen, zu hadern und anzuklagen. Suchen wir durch den Verfall den Kern des Volkes zu erblicken. Wer jung ist, hoffe und erwarte; wer alt ist, gedenke seines Glückes. Jeder aber helfe mit allen Kräften einer aufopfernden Liebe. *Eugen Roth*



Frauen, Eurer Herzen
Heiligste Saat,
Männer, Eures Glaubens
Heißeste Tat,
Die liegen nicht sternenweit!
Wo unsere Kinder singen,
Viel junge Stern' erklingen,
Blüht neu die Ewigkeit!

# DAS FAMILIENBILD

## EIN AUFTRAG AN DIE KÜNSTLER UNSERER ZEIT

Der eine Maler zaubert eine ganze Schlacht mit allen Farben der Palette auf die Leinwand, doch nach kurzem sind er und sein Werk vergessen. Seine Schlacht war eitel Blendwerk, leerer Tand, Angeberei, nur ein Gedächtnisfang. Ein anderer malt ein Büschel Gras, ein paar Pellkartoffeln mit einem Hering oder ein in der Pfütze spielendes Kind und fängt in seinem Werk die ganze Welt ein. Noch nach Jahrhunderten ergreift es die Menschen.

Ob ein Bild ein Kunstwerk wird, hängt nicht von dem dargestellten Gegenstand ab, sondern einzig und allein von der begnadeten Hand des Künstlers. Diese Freiheit vor dem Motiv, die Freiheit, das Bild einer Dirne genau so wie das Bild einer Madonna zu einem Kunstwerk höchster Vollendung gestalten zu können, verleiht dem Künstler eine gewaltige Macht, eine Macht, die von größtem Segen für das Volk sein kann, die es aber auch zur größten Verderbnis zu führen vermag.

Wir leben in einem gewaltigen Umbruch. Im Zerfall der alten Welten erkennen wir durch Schmerz und Not hindurch in ahnungsreichem Glück die Formen einer neuen Welt. Wir spüren mit gläubigem Erschauern, wie aller Schein dahin-



HESSISCHE BAUERNFAMILIE / VON E. MEYERHEIM



SONNTAG IN DER BAUERNSTUBE / VON TIDEMAND, NORWEGEN

schwindet, wie das, was sich in Jahrhunderten getrennt auseinandergelebt hatte, wieder zueinander will, zu einer Einheit, zur göttlichen Ordnung. Das Leben, die Kunst, die Religion, sie sollen wieder nur einem einzigen dienen — Gott. Das tägliche Leben des einzelnen, des Menschenpaares, der Familie, der Sippe, des Volkes, unsere religiösen Feiern und als sinndeutende Hochform die Kunst, sie alle sehen und gestalten wir wieder als Ausdruck göttlichen Willens.

Der Künstler ist wieder eingesetzt in die größte, ihm seit je gestellte Aufgabe, dem Lebendigen zu dienen. Er wird die göttliche Ordnung nicht mehr aus dem Stoff einer Hafenkneipe oder eines Blumenstillebens formen, sondern aus dem Stoff des ihn umgebenden, zu neuer Ordnung drängenden Lebens der Menschen. Dies wird er nicht mehr als einen Zwang, als eine Einschränkung in der Motivwahl betrachten, sondern es wird von innen her, von seinem künstlerischen Muß, sein sehnlichster Wunsch sein, diejenigen Bilder zu gestalten, in denen das Gesetz des Lebens als eines mit dem Gesetz der Kunst am schönsten und sinnfälligsten zum Ausdruck kommt.

Die Künstler werden nicht müde werden, diese Themen immer wieder neu, immer inniger zu bilden: den in sich ruhenden und auf ein Ziel hin bewegten Menschen, das ebenbürtige Paar, das eines Sinnes ist, und als besonders reiche Aufgabe die aus der Ebenbürtigkeit eines einigen Paares entfaltete kinderreiche Familie.

Die „Cocotte" von Leibl, die „Nachtwache" von Rembrandt werden uns zwar als köstliche und ewig junge Werke Generation um Generation von neuem begeistern. Auch die Künstler der kommenden Zeiten werden es sich nicht nehmen lassen, ein plötzlich erschautes Bild, das sie ergreift, in Farbe und Stein zu bannen. Ihre höchste Aufgabe jedoch werden sie darin sehen, die Hochformen des Lebens, Liebe und Ehe, zum Gegenstand ihres Könnens zu wählen. Sie werden diese herrlichste aller Aufgaben nicht mehr, wie es vielfach noch heute geschieht, den gewandten Konjunkturrittern überlassen, die nur gedanklich zu politischen — hoffentlich nicht auch egoistischen — Zwecken ihr Handwerk üben, sondern sie werden den Artisten und Virtuosen Pinsel und Meißel aus den unheiligen Fingern nehmen und mit begnadeter Hand die göttlichen Gleichnisse des Lebens reinen Herzens in göttliche Formen gießen.



FAMILIE EINES WEINHÄNDLERS / VON CORNELIS BUSSCHOSS, NIEDERLANDE



DER URLAUBER / VON PAUL MATTHIAS PADUA, AUS DER SS-KUNSTAUSSTELLUNG IN SALZBURG

# UNSERE HELDENSAGE

## Ein brandenburgischer Dragoner

Im November des Jahres 1659 steht der Große Kurfürst mit seinem Heere vor der Feste Demmin in Pommern, die durch die Schweden verteidigt wird. Nur ein Handstreich kann die starke Festung zu Fall bringen.

25 Dragoner sind ausgewählt. Eine Stunde vor Mitternacht treten sie am Festungsgraben an. Der Wachtmeister Jobst Bertram führt sie. Kein Laut darf den Plan gefährden. Kein Geräusch das Unternehmen verraten.

Leise werden ein paar Planken über den Sumpf geschoben. Drüben warten der Wall und die schlafende Stadt. Drüben wartet die Torwache der Schweden. Wenn sie eindringende Brandenburger hören, wird der Alarmruf durch die Nacht gellen, dann wird die Garnison erwachen, und der Sturm wird abgeschlagen. Nur wenn die Wache fällt, ehe sie warnen kann, werden die Tore geöffnet werden, und die Brandenburger werden einmarschieren.

General Görzke steht bei den Dragonern am Graben. Er hebt die Hand. Als erster betritt der Wachtmeister die Planke. Seine Gestalt schwankt — und wird verschluckt von der Finsternis. Ein leises Klatschen der Bretter, dann ist es still. Der nächste folgt, der dritte, der vierte. Schon stehen zwanzig Mann drüben am Fuße des Walles. Der einundzwanzigste betritt die Bretter. Plötzlich ein dumpfes Aufklatschen. Die Bretter schwanken. Dann ist wieder Stille. — —

Als die Bretter unter seinen Füßen entglitten, als sein Körper das Gleichgewicht verlor und stürzte, da stand auf seinen Lippen der Schrei des Schreckens. Doch über ihm stand der Befehl. Und stumm geschah der Fall. Tiefer und tiefer sinkt der Soldat. Schon reicht ihm der Schlamm an die Brust. Aber über dem Unabwendbaren steht der Befehl, der das Schweigen gebot. Und lautlos versinkt er im Sumpf.

Inzwischen sind die letzten vier Mann über den Graben gelangt. Der Wall wird erklettert.

Ruhig lehnt die schwedische Torwache an der Mauer. Schüsse fallen. Kurz ist das Gefecht und blutig. Dann fliegt das Tor weit auf. Und hell klingt der Siegesruf: „Hoch Brandenburg!“

Als am nächsten Morgen der General die fünfundzwanzig Dragoner antreten läßt, da sind es nur mehr acht, die sich zur Stelle melden. Zwölf sind gefallen, darunter der Wachtmeister. Vier sind schwer verletzt.

Der Name jenes Dragoners, der im Moor versank, steht in keiner Chronik. Kein Grabstein nennt ihn, der schweigend starb, weil es ihm so befohlen war.

**Nur mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas.**

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

# Die Lehre des Grenzlandes

*Von Wilhelm Pleyer*

**Die Anschauung des totalen Krieges**

Die Lehre des Grenzlandes ist die Anschauung des totalen Krieges. Das Grenzland bietet die Anschauung des totalen Krieges im vollen Sinne des Wortes.

Das Grenzland lehrt, daß es auf jeden einzelnen auf jedem Platze zu jeder Stunde ankommt. Daß alles, was wir tun und lassen, volkswichtig ist, nicht nur einiges.

Totaler Krieg, das heißt nicht bloß, daß die Bombe des feindlichen Fliegers das Kind mit dem Püppchen im Arm ebenso trifft wie den Kanonier am Geschütz; totaler Krieg, das heißt nicht bloß, daß die Leistung des Granatendrehers vollwertig neben der des Soldaten steht; daß der Kumpel tief unter der Erde für den Krieg ebenso wichtig ist wie der Flugzeugführer zehntausend Meter über ihr; totaler Krieg, das heißt auch nicht bloß, daß Zehntausende von Mädchen und Frauen, deren bisherige Arbeit darin bestand, daß sie anderen Mädchen und Frauen die Haare färbten, in diesem Kampf auf Leben und Tod endlich etwas Notwendiges tun; — totaler Krieg heißt viel mehr als Kampf der Waffen und Erzeugungsschlacht für alle:

Totaler Krieg heißt Kampf der Nationen und Völkerschaften in allen Bereichen des Lebens, und totaler Krieg heißt totaler Kampf auch in der zeitlichen Erstreckung. Kampf, der immer währt, Kampf, der keinen Frieden, keine Pause und keinen Urlaub kennt, Kampf, in dem sich in einer Zeit scheinbaren Friedens bereits der nächste Krieg entscheidet.

Der Kampf der Waffen und die mit ihm zusammenhängende Erzeugungs- und Ernährungsschlacht ist zwar die schärfste Form des Krieges, aber noch nicht der totale Krieg. Der Anschauung des Grenzlandes bedarf es, um den Kampf der Waffen im rechten Geiste zu führen, um die Gegenwart in ihrem großen geschichtlichen Zusammenhange zu erleben, um schon heute zu tun, was unser Volk morgen und übermorgen brauchen wird; der Lehre des Grenzlandes bedarf es, um anderen Nationen und Völkerschaften richtig zu begegnen — denn davon hängt bereits für die Gegenwart sehr viel, für die deutsche Zukunft fast alles ab.

Auch ich, der ich die Lehre des Grenzlandes schon in früher Jugend so eindringlich erlebt habe, daß ich für mein ganzes Leben und Schaffen von dieser Lehre geprägt worden bin, auch ich habe mich über manches deutsche Unzulangen in der Gegenwart mit dem Wort getröstet: „Laßt uns erst den Krieg gewinnen, dann kommt alles andere an die Reihe!“

Aber ich habe diese tröstliche Geduld verlernt, als ich nach dem Osten kam und zur Lehre des Grenzlandes die Anschauung dieses Raumes und seiner Menschen und die Anschauung meiner Volksgenossen in diesem Lande und bei seinen Menschen empfing.

Der totale Krieg anerkennt keine Vertagung auf einen nahen oder fernen Frieden, er fordert, daß wir die Dinge schon heute richtig sehen, daß wir

schon heute das Notwendige tun. Der totale Krieg steht mit der Furchtbarkeit totaler Entscheidungen unmittelbar vor uns, er verstattet uns keine Halbheit und keinen Aufschub.

**Du und dein Acker gehören dem Volke!**

Daß es auf jeden ankomme, das will jeder wissen. Aber es ist ein recht blasses Wissen, ein Wissen ohne Anschauung und Überzeugung, ein Schemen ohne Blut und Muskelkraft.
Im Grenzlande ist das ganz anders.
In sechs Jahren vor dem ersten Weltkrieg, in denen ich an der Sprachgrenze meiner westböhmischen Heimat die Volksschule unseres Gemeindedorfes besuchte, habe ich dort mit eigenen Augen und Sinnen folgendes erlebt:
Ein Bauer dieses deutschen Dorfes, der das Zimmerhandwerk betrieb, wurde der Bauernwirtschaft auf dem Bergboden müde und wollte in die Stadt, um dort mit seinem Handwerk leichter zu verdienen und ein besseres Leben zu führen. Er verkaufte sein Anwesen. Wer aber damals an der Volksgrenze sein Anwesen verkaufte, überließ es in der Regel einem Tschechen; denn die Tschechen hatten sich schon lange vor dem Weltkrieg zum nationalen Vormarsch organisiert und insbesondere ihr nach deutschem Vorbild hochentwickeltes Genossenschafts- und Kreditwesen schlagkräftig an der Sprachgrenze zum Einsatz gebracht. Auf das Anwesen des Zimmermanns kam also ein Tscheche.
Ein anderer Bauer wollte auf seine alten Tage zu seinen Lieblingskindern in die Stadt übersiedeln. Einer seiner Söhne hielt es für ein stolzeres Ding, die Kutschpferde eines Fürsten zu lenken als die eigenen Ochsen auf eigenem Acker, und auch die anderen Kinder dieses Bauern wollten an dem „sozialen Aufstieg" teilhaben. Den Hof des Bauern kaufte ein Tscheche.
Einem dritten Bauern dieses Dorfes war die Bäuerin, eine ausnehmend tüchtige Wirtschafterin — leider hatte sie dem Bauer keine Kinder gebären können — vor ihrer Zeit gestorben. Der Bauer, der zum Trunk neigte, war seines guten Engels ledig und begann ein übles Wirtschaften mit einer leichtfertigen Magd. „Du, Korl, dein Wagen ist schief geladen!" sagte ein wohlmeinender Nachbar, der ein guter Deutscher war. „Das geht dich einen Dreck an", war die grobe Antwort, „es ist ja mein Wagen!" — Nach einem Jahr war es soweit. Es folgte ein Tscheche.
Ein vierter Bauer war ebenso ein Trinker und nachlässig bei seiner Arbeit. Dazu aber sind jene Bergböden zu karg, sie fordern fleißige Hände und ein umsichtiges Wirtschaften. Also wurde dieser Hof vergantet, und auch auf ihn kam ein Tscheche.
Ein anderer Bauer trank nicht bloß, er spielte auch Karten, da ging's noch rascher. „Ha, Hans, das wird nicht richtig weitergehen", meinten die Nachbarn. „Wie es weitergeht, das braucht euch einen Dreck zu kümmern", war die Antwort; „das ist ganz und gar meine Sache!"
Und wieder ein anderer, der hatte gar nichts Übles getan, im Gegenteil, er war ein guter Kerl, der für den Trinker und den Spieler bei der Vorschußkasse Bürgschaft übernommen hatte. So kam er mit dem Trinker und dem Spieler zu Fall. Nicht einen guten Kerl hätte sein Hof und seine Heimat gebraucht, sondern einen guten Bauern, der das Seine fest zusammenhielt. Der gute Kerl zog gleich den schlechten Wirtschaftern in die Fremde, in die

Armut und in eine ungewisse Zukunft, und von seinem Hof nahm ein Tscheche Besitz.

Einst hatte es jeder als Volksverrat empfunden, ein Stück Heimat den Tschechen preiszugeben, und mancher Deutsche hatte, wenn schon nicht sein Gewissen, so doch den Schimpf seiner Landsleute gefürchtet und sich's anders überlegt. Nun, als der Damm einmal gerissen war, brachen die Stücke leicht heraus; was der und der und der tat, das konnnte doch keine so große Schande mehr sein. In Gesellschaft begann die Ehrlosigkeit sich wohlzufühlen.

Und so kam es dahin, daß bei der letzten Gemeindewahl vor dem Weltkrieg dieses ein paar Jahre vorher fast rein deutsche Bauerndorf gerade noch einen deutschen Gemeindevorsteher erhielt. Aus einer Summe von „Privatsachen", die „niemand anderen etwas angingen", wurde die Tschechisierung einer deutschen Gemeinde, und aus einer traurig langen Reihe solcher Erscheinungen entlang der Völkergrenze wurde die Verschiebung dieser Völkergrenze, und aus der Maßlosigkeit und Angriffslust der Nachdrängenden wurde eine der Ursachen des Weltkrieges — und was nachher kam, in Gestalt der Gründung von Staaten, in denen Millionen Deutscher als Unterdrückte lebten, das konnte selbst der eingefleischteste Liberalist und Vertreter der Rechte des einzelnen nicht mehr als „Privatsache" bezeichnen, als eine Angelegenheit, die niemand anderen etwas anging! — Aber nicht nur der deutsche Bauer, der seinen Hof verließ, wurde im Grenzland ein Helfer der Überfremdung und ein Verräter an der deutschen Sache; es genügte dazu, wenn er einfach als Bauer in seiner bäuerlichen Leistung versagte; denn in diesem Augenblick machte er es dem Wettbewerb des tschechischen Nachbars leichter, schmälerte er in jenem harten, unaufhörlichen, erbitterten Kampfe von Mann gegen Mann den deutschen Lebensboden und verbreiterte den des Tschechen. Und noch sinnfälliger war dies jederzeit beim deutschen Handwerker im Grenzland. Wenn ein Schuhmacher in einem Thüringer Dorf schlecht doppelt und steppt, so geht die unzufriedene Kundschaft zu einem anderen Schuhmacher, und der ist wieder ein Deutscher. Im Grenzland aber war jener lauernde Konkurrent, der das Äußerste aus sich herausholte, solange es notwendig war, ein t s c h e c h i s c h e r Schuhmacher, dem solcherart die Existenz neben wenigen Tschechen ermöglicht wurde; und die Frau dieses tschechischen Schuhmachers hatte so viel Kinder, als mit trockenem Brot zu sättigen waren, und im Gefolge der tschechischen Bauern und Kleingewerbler war immer der tschechische Lehrer, — und es geschah nichts, aber rein gar nichts in diesem Lande, was nicht schon in seiner nahen, oft unmittelbar sichtbaren Auswirkung Politik und mehr noch: nämlich Beitrag zu einer geschichtlichen Entwicklung gewesen wäre.

Auch die schlechte Arbeit des Handwerkers in Thüringen ist ein Fehlerposten in der entscheidenden Summe deutscher Leistung, er fällt bloß nicht so auf. Im Grenzland aber wird j e d e r V e r s a g e r e i n e s D e u t s c h e n a u g e n b l i c k l i c h a l s n a t i o n a l e r V e r s a g e r s i c h t b a r; im Grenzland wird deutlich, w i e s e h r e s a u f j e d e n e i n z e l n e n a n k o m m t, auf jedem Platze und zu jeder Stunde. Und dies ist die eindringliche, das Gewissen bestürmende Predigt des Grenzlandes v o n d e r g e w a l t i g e n B e d e u t u n g d e s A l l t a g s, v o n d e r „G e s c h i c h t e z w i s c h e n d e n J a h r e s z a h l e n".

# Auf jeden Kameraden muß Verlaß sein

*Aus der Praxis des Hauptamtes ᛋᛋ-Gericht*

Es gibt viele saure und schwere Stunden und Augenblicke, in denen man meint, jetzt schaffst du es nicht mehr. Aber ein Zuruf des Hinter- oder Nebenmannes, ein Blick auf die anderen, der Gedanke an deinen Kompanieführer oder ein Appell an die eigene Verantwortung bringt dich innerlich wieder auf Vordermann.

Nur ganze Kerle werden ᛋᛋ-Männer. So war es in der Kampfzeit und so ist es heute. Und noch etwas anderes hast du erfahren, nämlich, daß die Kampfgemeinschaft in der ᛋᛋ seit je auf der Kameradschaft beruht.

Welche Gefahr für die kämpfende Gemeinschaft aus fehlender Kameradschaft entstehen kann, dafür spricht folgender Vorfall: ᛋᛋ-Schütze B. hatte den Befehl erhalten, zusammen mit anderen Kameraden eine Kanne Kaffee in die vorderste Stellung zu bringen. Da die Wegeverhältnisse schlecht waren, konnte die Verpflegung nicht ganz vorgefahren, sondern mußte ein Wegstück lang an die kämpfende Truppe herangetragen werden. Den Kameraden im Graben klebte bei brütender Hitze die Zunge am Gaumen. Nach eineinhalbstündigem Marsch blieb B. stehen, stellte den Kaffeebehälter hin und erklärte, wegen Fußbeschwerden nicht mehr weiter zu können. Die Essenträger waren inzwischen schon so nahe an die kämpfende Truppe herangekommen, daß man das Schießen bereits hören konnte. Obwohl der ᛋᛋ-Schütze von seinen Kameraden dringend ermuntert wurde, nicht nachzulassen, sondern den Kaffee nach vorne zu bringen, erklärte er: „er wolle nicht mehr weiter". Darauf ging er den ganzen Weg, ohne anzuhalten, wieder zu Fuß zurück! Die anderen Essenträger mußten, obwohl sie schon vollbepackt waren, den von dem treulosen ᛋᛋ-Schützen stehengelassenen Kanister aufnehmen und mitschleppen.

B. wurde zu einer hohen Zuchthausstrafe verurteilt. Und mit Recht! Denn dieser Schütze war kein ganzer Kerl. Ein ᛋᛋ-Mann läßt seine Kameraden nicht im Stich, mag es ihm selbst noch so dreckig gehen und die Gefahr noch so groß sein.

**Wer seine Kameraden im Stich läßt,**
**der läßt auch sein Volk im Stich!**

# Erfüllte Pflicht im Großen wie im Kleinen

An einem Wintermorgen meldeten die wachsamen Horchposten der ᛋᛋ-Gebirgs-Division, daß die Sowjets verdächtig spähen und lauschen. Die wetterharten ᛋᛋ-Männer der Division sind auf der Hut. Zwei Jahre im Urwald Kareliens haben ihre Sinne geschärft. Sie wissen, daß hinter jedem verschneiten Steinhügel, hinter hundert Bäumen und Büschen tückisch und gut getarnt der Tod lauert. Hier gilt nur das Gesetz des Nahkampfes. Die ᛋᛋ-Männer haben sich auch diesmal nicht getäuscht. Die Nacht brachte Neuschnee. Die Trampelpfade sind verweht. Im Wald liegt noch der dunstige Blauschleier der Frühe. Vorgeschobene Gruppen der Bolschewisten liegen knappe dreihundert Meter vor der eigenen Linie. In ihren Schneelöchern ist es verdächtig unruhig.

Plötzlich setzt ein Feuerschlag des Gegners ein. Einige mit Schneehemden getarnte Schatten kommen heran. Die Deckung ausnützend, versuchen die verschlagenen Waldmenschen mit zwei Flammenwerfern durch das Minenfeld bis zum Draht vorzukommen. Unsere Posten liegen im starken Feuer, einzelne sind bereits verwundet. Und so gelingt es den Sowjets, zwei Kampfstände in den Bereich ihrer Flammenwerfer zu bekommen.

Die Situation wird kritisch. Hier muß gehandelt werden, sagt sich Unterscharführer Sch. vom Nachbarabschnitt, und mit lautem „Hurra" bricht er mit einigen seiner wild entschlossenen Männer in die Flanke des Gegners ein. Laufen, springen und schießen sind eins. Mit dieser Überraschung hat der Gegner nicht gerechnet. Das feindliche MG. kommt gar nicht zum Schuß, Handgranaten decken es ein. Einige Meter weiter versucht eine Sowjetgruppe einen vollbepackten Schlitten durch das Drahthindernis zu schieben. Auch sie sinkt tot in den Schnee. Und nun geht es in ausholenden Sprüngen an den in der Minengasse liegenden Feindtrupp heran. Auch hier färbt sich der Schnee blutigrot. Damit ist der Einbruch vereitelt. Unterscharführer Sch. und seine verschworenen Männer brachten die Wende. Die zum Gegenstoß angetretenen Kameraden brauchen nicht mehr anzugreifen. Was von den Sowjets noch lebt, weicht in dem jetzt einsetzenden Sperrfeuer zurück.

Doch dieser Überfall sollte nur ein Vorspiel sein. Zwölf Stunden später greift der Gegner in Bataillonsstärke an. Er will den Durchbruch erzwingen. Sein erster wilder Ansturm bringt ihn in den Besitz einiger Kampfstände. Aber nun trifft ihn der sofort einsetzende Gegenstoß unserer Gebirgsjäger. Wie die Wölfe brechen die ᛋᛋ-Männer in die Haufen der Waldmenschen ein. Es ist ein Ringen von zäher Verbissenheit. Wer vom Gegner das Sperrfeuer durchlaufen konnte, gerät in das gutliegende MG.-Feuer oder fällt den Handgranaten zum Opfer. Wo aber die Distanz nicht mehr reicht, wird der Gegner mit dem Messer im Nahkampf angenommen.

Ein Heldentum von stummer Selbstverständlichkeit wird in dieser Wildnis gelebt. Einer steht zum andern, alle füreinander. Vier Stunden dauert der Kampf. Der Gegner will nicht weichen. Doch jeder neue Ansturm kostet ihn neue Opfer. ᛋᛋ-Untersturmführer P., zweimal bereits verwundet, schießt mit seiner MP. weiter, bis eine dritte Kugel ihm das Ende bringt. Ein verwundeter Kompaniechef führt ohne Rücksicht auf seine Schmerzen noch

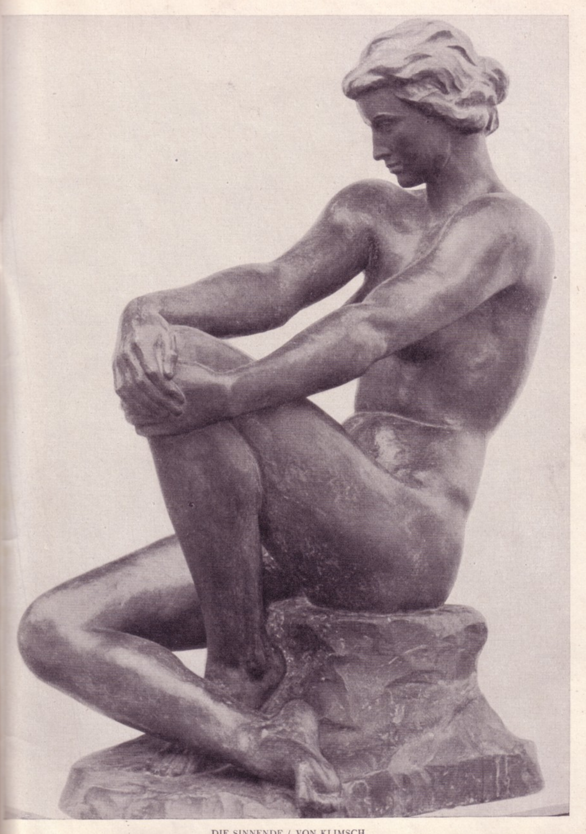
zwei Stunden lang seine Männer an. Als er die vorderste Stellung erreicht, kann er kaum vorwärts kommen. Die Gräben sind mit toten Sowjets gefüllt. Achtzig Angreifer mußten im Drahtverhau ihr Leben lassen. Als die Sowjets zurückweichen, halten MG.-Feuer und Artillerie nochmals furchtbare Ernte. Reich ist die Beute an Waffen.
Dann sinkt der Abend herab. Kein Schuß fällt. Im Wald herrscht Stille. Der Feind hat sich den Blicken entzogen. Er lauert und späht. Er wird neue Pläne schmieden.
Das alles bewegt die Männer weniger, als sie wieder im Schutze der Bunker auf den Bänken hocken. Mancher Platz zwischen ihnen ist leer — und einige Kameraden werden niemals wiederkehren. Sie sprechen nicht viel darüber. Sie verstehen sich auch so. Alles, auch dieser abgewehrte Angriff, ordnet sich schnell wieder dem Gleichmaß des Alltags ein. Ihn mit seinen hundert stillen Pflichten und Mühen zu meistern und dabei zu jeder Minute vorbereitet auf alles zu sein — das ist die entscheidende und selbst an den Stunden des Kampfes gemessen nicht geringere und leichtere Aufgabe. Sie erprobt die Standhaftigkeit der Herzen.
Müde von den Stunden des harten Gefechts, reinigen die ϟϟ-Gebirgsjäger ihre Waffen. Wer damit fertig ist, streckt sich auf seiner Holzpritsche aus. Nur einer schläft, den Kopf auf die verschränkten Arme gebettet, bereits am Tisch ein, auf dem die beiden von ihm gereinigten Karabiner liegen. Er reinigte auch das zweite Gewehr, denn der es heute führte, kann es nicht mehr — niemals mehr. Keiner befahl ihm, sich der Waffe des toten Kameraden anzunehmen. Es geschah mit wortloser Selbstverständlichkeit, aus dem Pflichtbewußtsein des alten Soldaten, das im scheinbar Nebensächlichen noch das dem Großen Dienende begreift. Und dies ist ihnen allen als Geheimnis ihrer unüberwindlichen Kraft zu eigen: jenes Pflichtgefühl bei der kleinsten Handlung wie bei der größten Tat!

Und handeln sollst du so,
als hinge von dir und deinem Tun allein
das Schicksal ab der deutschen Dinge
und die Verantwortung sei dein.

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

# Muttererde – Vaterland

darin liegen Hoffnung und Glaube, Opfer und Hingabe, Tat und Werk unzähliger Generationen beschlossen. Das ist ein Erbe, geweiht und geheiligt durch Leben und Tod unserer Ahnen, uns gegeben als starkes und schönstes Vermächtnis. Wieviel Menschenhände haben tapfer und gläubig das große Heimathaus unseres Herzens – Europa – gebaut. Wie viele haben geopfert, gesorgt, gearbeitet, gedarbt, gedacht und gelitten! Jede Handbreit unserer Erde ist mühsam errungen und immer aufs neue todtrotzend verteidigt worden. So prägte der germanische Mensch langsam im Wandel der Jahrhunderte in die Landschaft die klaren Züge der Dörfer, Städte, Burgen, Dome, Schlösser, Brücken, Straßen und brausenden Arbeitsstätten. Das taucht vor unseren Blicken auf, wenn wir sagen: Muttererde – Vaterland. Aus dieser Erde sind wir gewachsen, sie umfing uns, die Heimat gab uns die Kräfte zum Leben. Oft verkannten germanische Menschen sie und waren sich ihres Wertes nicht bewußt. Aber wenn die Fremde sie umgab, wurde es ihnen schmerzlich klar, daß die Heimat gut und unwandelbar ist wie eine Mutter, nie vergänglich, immer bereit, sie aufzunehmen und mit Kraft und Glauben zu nähren.
Es war ein mühevoller Weg, bis ein Mann aufstand und mit klarer Stimme sagte, daß wir über die Liebe zur Scholle unserer umgrenzten Heimat und Landschaft hinauswachsen müssen, es war ein Mann, der uns begreifen lehrte, daß gerade in der wunderbaren Vielfalt der stammesmäßigen Eigenarten und Landschaften der germanischen Länder der Reichtum unseres Lebens liegt, und daß wir erst im Verstehen, Schätzen, Werthalten und – Lieben aller blutsmäßig und kulturell verbundenen Völker Europas der eigenen Heimat den schönsten Dienst erweisen. Ein großes, heiliges Heimathaus ist uns Germanien, und jede Landschaft ist darin ein Quaderblock, keiner dürfte fehlen, und alle gemeinsam erst fügen sich zusammen zur ewigen Schönheit unseres großen nordisch bestimmten Lebensraumes.



DIE SINNENDE / VON KLIMSCH



ZWEI SCHWESTERN / VON PATZELT

Quellen:

„Glaube und Härte" von Wilhelm Gschwend; „Von der gleichen Art" von Karl Springenschmid aus „Europa auf tirolisch", Franckhsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart; „So kämpften unsere Väter" von Hans Zöberlein aus „Der Glaube an Deutschland", Franz Eher Verlag, München; „Der Wegweiser" von Johannes Linke aus „Das Totenbrünnel", L. Staackmann Verlag, Berlin; „Das Familienbild" von Hans Klöcker. Fotos und Reproduktionen: Staatliche Bildstelle, Berlin; Kirchhoff, Posen (2); Hintzer, Dorpat; SS-PK. (4); Jaeger & Goergen (2); Foto Marburg (3); Vering (2); Berolina-Foto.

Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68, Dresdener Straße 43.

